

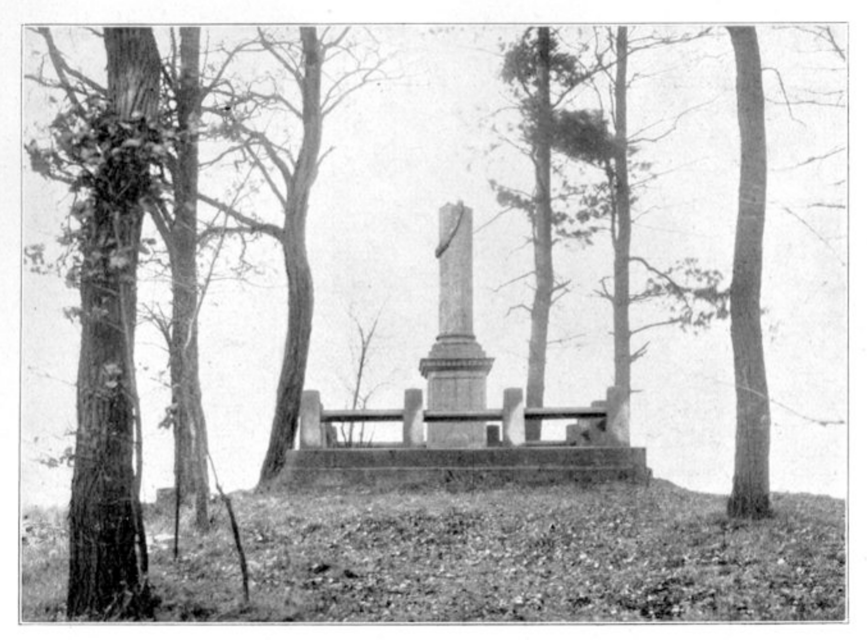
Heiny
Photographie von H. Götz in Breslau

Schlesische Chronik

6. Jahrgang Nr. 15 1. Mai 1913

phot. Jaensch in Breslau

Hundertjahrfeier der Gründung des Eisernen Kreuzes
Festmahl des Vereins „Eisernes Kreuz“ im Breslauer Konzerthause



phot. Mielert in Dortmund

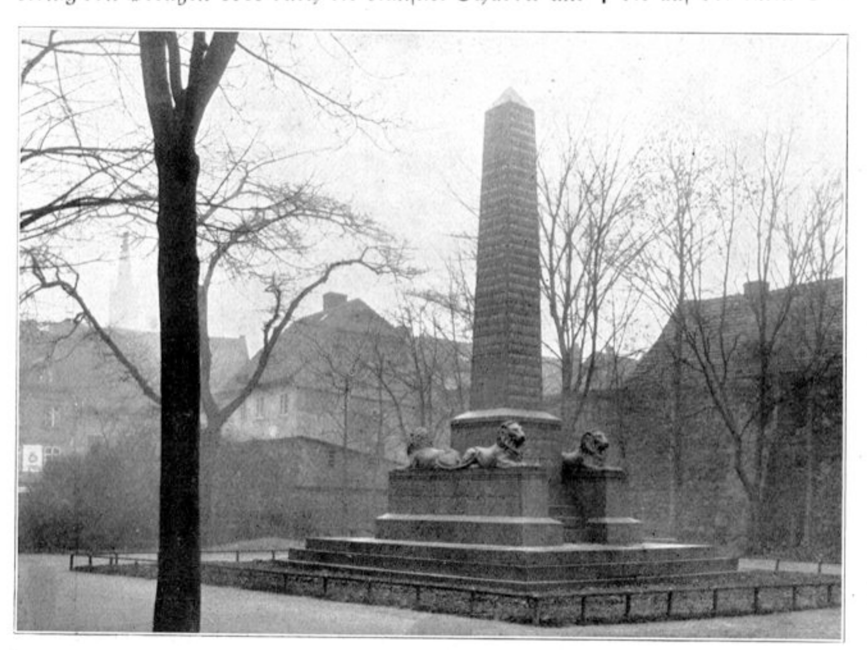
Grab des Fürsten Kutusoff an der Bunzlau-Tillendorfer Landstraße

Aus großer Zeit

Fürst Kutusoff. Auf der Teichpromenade in Bunzlau erhebt sich ein Denkmal, das einen von vier Löwen umgebenen eisernen Obelisken darstellt und die Inschrift aufweist: „Bis hierher führte Fürst Kutusoff von Smolensk die fortschreitenden russischen Heerscharen, als der Tod seinem ruhmvollen Leben ein Ziel setzte. Er war der Befreier seines Vaterlandes. Er war es, der den Weg bahnte zur Befreiung der Völker. Gesegnet sei das Andenken des Helden. Ihm widmete dies einfache Denkmal Friedrich Wilhelm III." Das Denkmal, das der König von Preußen 1819 durch die Künstler Schadow und Schinkel herstellen und hier aufrichten ließ, wurde einem Manne zu Ehren errichtet, der einer jener Entschlossenen war, welche den Reigen der Geschehnisse, die Kaiser Napoleon den Untergang bereiteten, eröffnete. Er leitete von Smolensk aus die Beunruhigung der vordringenden Armee Napoleons und war es auch, der ihr fortwährend auf den Fersen folgte, als sie den kläglichen Rückzug antrat. Er folgte dem Heere bis in Schlesiens Gefilde und hätte gewiß in den nun folgenden Kämpfen eine wichtige und entscheidende Rolle gespielt, wäre er nicht auf schlesischem Boden erkrankt und gestorben. Hatte man ihn doch zum Oberbefehlshaber der verbündeten preußisch-russischen Truppen ausersehen! Am 18. April 1813 erkrankte er jedoch an Typhus und lag, schwer leidend, in Bunzlau. Hier besuchte ihn auch Friedrich Wilhelm III. Hierhin sandte ihm der König auch den berühmten Arzt Hufeland aus Berlin. Doch auch dessen Kunst war vergeblich. Fürst Kutusoff starb am 28. April. Seine Leiche balsamierte man ein. Der Leichnam ausschließlich der Eingeweide wurde nach Petersburg übergeführt, letztere wurden in einem kleinen Zinnsarge auf einer Anhöhe in Tillendorf, gegenüber der Annakapelle, bestattet.

Zum Schluß möge noch eine kurze Charakteristik des Fürsten Kutusoff, wie sie Oberst Boyen in seinen Aufzeichnungen gibt, hier folgen: „Kutusoff . . . war damalen bereits über 70 Jahre alt. Körperlich klein und wohlbeleibt, würde sein Aeußeres eher einen gutmütig-heiteren deutschen Bürger als den Feldherrn angedeutet haben, wenn nicht eine bedeutende und höchst seltene Schußwunde, die auf der einen Seite unter den Schläfen in den Kopf gegangen und auf der andern beinahe in derselben Richtung herausgekommen war, dabei das eine Auge sehr hervorgedrängt, das andere ganz zerstört hatte, seinem Gesicht einen kriegerischen Ausdruck gegeben hätte. Kutusoff war ein gebildeter Mann, der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig, in den verschiedenen Zweigen des Kriegswissens und den neuesten Veränderungen ganz gut unterrichtet. Wenn man ihm vortrug, hörte er sehr aufmerksam zu, verschaffte sich, wo es nötig war, durch zweckmäßige Fragen eine weitere Aufklärung, litt ihm entgegengestellte Einwendungen und gab dann sehr ruhig seine Entscheidung."

Fritz Mielert

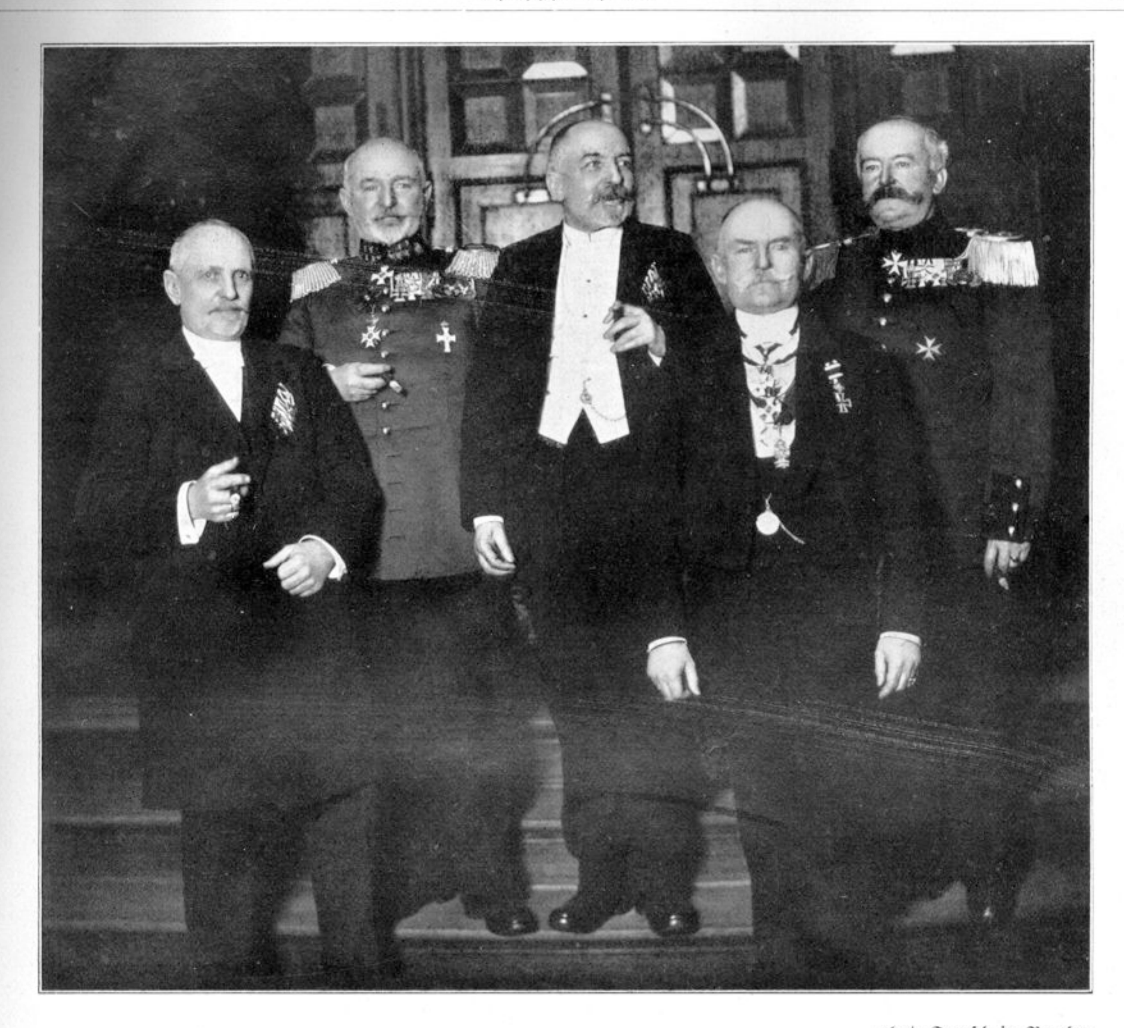


phot. Mielert in Dortmund

Das von Friedrich Wilhelm III. errichtete Kutusoff-Denkmal in Bunzlau

Tagesereignisse

Jahrhundertfeier des Vereins „Eisernes Kreuz" in Breslau. Auf Seite 342 bereits gedachten wir der Festlichkeit, die der Verein „Eisernes Kreuz" in Breslau zur Erinnerung an



phot. Jaensch in Breslau

Fünf Ritter des Eisernen Kreuzes in einer Familie
die Herren von Paczensky und Tenczin

die vor hundert Jahren erfolgte Stiftung dieses Ehrenzeichens am 9. März abhielt. Heute sind wir in der Lage, unseren Lesern eine photographische Aufnahme der Festteilnehmer zu bieten (Seite 397). Das Bild zeigt die zu einer geselligen Nachfeier im Kammermusiksaale des Breslauer Konzerthauses versammelten Ritter des Eisernen Kreuzes. Bei der Feier brachte der Herzog von Ratibor das Kaiserhoch aus, General von Woyrsch gedachte der Erneuerung des Eisenkreuzes im Jahre 1870, General Freiherr von Seckendorff feierte die anwesenden Veteranen und Geheimrat Professor Dr. Hasse gedachte rühmend der deutschen Frauen.

Unter den 70 ordensgeschmückten alten Kriegern befanden sich — gewiß ein einzigartiges Vorkommnis — fünf Träger desselben Namens, alle fünf Enkel eines heldenmütigen Kämpfers aus den Freiheitskriegen (Bild oben). Der eine von ihnen, Oberst a. D. von Paczensky und Tenczin aus Hirschberg, ist der Jüngste und einzig Ueberlebende von drei Brüdern. Ihm zur Seite stehen vier der Nebenlinie von Paczensky und Tenczin auf Creutzberg (Krs. Strehlen) angehörende Brüder. Alle vier erwarben sich 1870 als junge Leutnants bei den Regimentern 22, 23, 50 und 62 das Eiserne Kreuz. Der älteste und der jüngste der Brüder, deren Brust zugleich die Rettungsmedaille schmückt, mußten damals bald nach beendetem Feldzuge die Armee verlassen, während die beiden mittleren erst als Generale ihren Abschied nahmen. Der ehemalige 22 er ist gegenwärtig Vorsitzender des augenblicklich 2 060 Vereine umfassenden Provinzial-Kriegerverbandes von Schlesien. M. M.

Funde

Urnenfund bei Klein Gollnisch, Krs. Bunzlau. Beim Brückenbau an der neuen Kleinbahnstrecke Bunzlau—Modlau wurden am Schmeidelberge bei Klein Gollnisch eine Anzahl Urnen aufgefunden.

Grundsteinlegungen

Schulgebäude in Warmbrunn. Am 1. April fand in Warmbrunn die Grundsteinlegung des neuen Schulgebäudes im Garten des Gemeinde- und Amtshauses statt. Pastor Schwab hielt eine Ansprache, Kantor Haensel verlas die Urkunde. Der Neubau verursacht einen Kostenaufwand von 80 000 Mark. Die neue Schule wird Raum für acht Klassen enthalten. Das alte Schulgebäude auf der Hirschberger Straße stammt noch aus dem Jahre 1750. Der Neubau soll noch in diesem Sommer fertiggestellt werden.

Bergbau

Neue Schachtanlagen der Donnersmarckgrube. Die Fürstlich von Donnersmarcksche Grubenverwaltung hat im südöstlichen Teile des Rybniker Kreises an mehreren

Stellen Bohrlöcher stoßen lassen, um Aufschluß über die dortigen Gebirgsverhältnisse zu erhalten. Es wurden Bohrungen vorgenommen bei Michalkowitz, Boguschowitz, Roy und Borbriegen. Da die Bohrungen bei Michalkowitz günstige Resultate in der Beschaffenheit der Kohlenflöze aufweisen, wird die Verwaltung dort einen großen Förderschacht abteufen lassen. Michalkowitz liegt sechs Kilometer östlich von der Anlage der Donnersmarckgrube entfernt. Die fürstliche Verwaltung hat in diesen Tagen sämtliche fiskalischen Ländereien und Forsten, die in der Gemarkung Chwallowitz-Michalkowitz liegen, dem Forstfiskus abgekauft. Gegenwärtig werden in dem erworbenen Terrain markscheiderische Messungen vorgenommen. Nach Fertigstellung dieser Arbeiten soll von der elektrischen Zentrale der Donnersmarckgrube aus nach dem Bohrloch in Michalkowitz ein elektrisches Kabel gezogen werden, um genügend Energie für die Abteufungsarbeiten zur Verfügung zu haben. In der elektrischen Zentrale gelangt daher eine neue große Turbine zur Aufstellung. Mit dem Abteufen des Schachtes soll in einigen Wochen begonnen werden.

Der Bergbau im Waldenburger Bezirk im Jahre 1912. Die Gesamtförderung der neun Waldenburger Gruben ist im verflossenen Jahre von 4 252 859 Tonnen im Jahre 1911 auf 4 393 483 Tonnen gestiegen. Bei den einzelnen Gruben betrug die Förderung: Steinkohlenwerk Glückhilf-Friedenshoffnung: 1 064 160 Tonnen (1 035 731 im Jahre 1911), kons. Fürstensteiner Gruben: 1 198 146 (1 138 200), Sophiegrube: 144 062 (133 760), Fuchsgrube: 796 793 (770 079) Davidgrube: 165 294 (148 900), Karl-Georg-Viktor-Grube: 395 745 (384 107), Steinkohlenbergwerk von Kulmiz: 388 206 (383 165), kons. Segen-Gottesgrube: 150 694 (167 204), Neue Cäsargrube: 90 382 (90 813). Mit Ausnahme der Segen-Gottesgrube, die 1912 rund 17 000 Tonnen weniger gefördert hat, und der Cäsargrube, die einen minimalen Rückgang gegen 1911 aufweist, hat die Fördermenge bei allen Waldenburger Gruben mehr oder minder stark zugenommen. Der Durchschnittserlös pro Tonne betrug im Jahre 1912 10,40 Mark gegenüber 10,14 Mark im Jahre 1911. Der Gesamterlös aus den abgesetzten Kohlenmengen bezifferte sich auf 53 078 861 Mark bei einem Gesamtabsatz von 4 408 798 Tonnen gegenüber 48 764 298 Mark und 4 193 668 Tonnen 1911.

Die Gruben beschäftigten insgesamt 20 516 Arbeiter (20 852 im Jahre 1911). In diesem Rückgang macht sich die starke Abwanderung von Bergleuten aus dem hiesigen Revier nach Rheinland-Westfalen und Oberschlesien bemerkbar, aber lange nicht in dem Maße, als sie in Wirklichkeit stattgefunden hat. Es ist den Werken offenbar trotz der bis gegen Ende des vorigen Jahres über das hiesige Gebiet verhängten sozialdemokratischen Sperre gelungen, durch ihre Agenten ziemlich genügend Ersatz zu schaffen. Denn die Zahl der abgewanderten Bergleute wird in dem Verwaltungsbericht auf 1200 geschätzt; von anderer Seite wird sie sogar mit 1800 angegeben. Diese Ziffer dürfte aber zu hoch gegriffen sein. Die Gesamtlohnsumme belief sich 1912 auf 21 797 891 Mark, gegen 21 274 111 Mark im Vorjahre. In dem Anschwellen der Gesamtlohnsumme um rund 500 000 Mark bei gleichzeitigem, wenn auch geringem Rückgang der beschäftigten Arbeiterschaft gelangt das Steigen der Löhne zum Ausdruck.

Unterrichtswesen

Studienanstalt in Hirschberg. Am 3. April fand in einer besonderen Feier in der Aula des Schulgebäudes in Hirschberg die Eröffnung der Studienanstalt und Frauenschule statt, die beide zu Ostern dem städtischen Lyzeum angegliedert worden sind. Als Vertreter des Provinzial-Schulkollegiums war Provinzialschulrat Dr. Brinckmann aus Breslau erschienen. Die Studienanstalt zählt 31 Schülerinnen. In die Frauenschulklasse traten 12 Schülerinnen ein.

Brennereivorschule in Trebnitz. Eine Brennereivorschule für Brennereiverwalter und -Gehilfen, sowie solche Brennereilehrlinge, die eine praktische Lehrzeit von zwei Kampagnen abgeleistet haben, ist von der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien gegründet und der landwirtschaftlichen Winterschule in Trebnitz angegliedert worden. Die Schule soll den Brennern, die später den Brennmeisterkursus am Institut für Gärungsgewerbe in Berlin besuchen wollen, die nötige fachliche Vorbildung verschaffen, den Brennern aber, die an diesem Kursus nicht teilnehmen, doch soviel Kenntnisse, wie sie zur Leitung einer Brennerei brauchen, mitgeben. Der Unterricht findet nur im Sommer statt.

Grenzverkehr

Hauptzollamt Pleß. Am 1. April wurde in Pleß unter gleichzeitiger Aufhebung des jetzt dort befindlichen Zollamts II ein Hauptzollamt errichtet. Ihm wurden die bisher zum Hauptzollamt Myslowitz gehörigen Zollämter Kl.-Chelm, Neuberun, Oswiecim, Dziedzitz, Goczalkowitz, Schwarzwasser, Jarzombkowitz, die bisher zum Hauptzollamt Ratibor gehörigen Zollämter Annaberg und Golkowitz, die bisher zum Hauptzollamt Gleiwitz gehörigen Zollämter Nikolai und Rybnik nebst den Hebebezirken dieser Amtsstellen zugeteilt. Der Hebebezirk des bisherigen Zollamts II in Pleß wird Sonderhebebezirk der Zollkasse des neuen Hauptzollamts. Außerdem traten infolge der Neuerrichtung folgende Veränderungen ein: Die bisher zum Hauptzollamt Gleiwitz gehörigen Zollämter Beuthen Stadt, Tarnowitz, Beuthen Eisenbahn, Königshütte wurden dem Hauptzollamt Myslowitz zugewiesen. Das jetzt zum Hauptzollamt Neustadt O.-S. gehörige Zollamt Gnadenfeld ward mit der bisher zum Zollamtsbezirk Leobschütz gehörigen Ortschaft Dittmerau, sowie der Zuckersteuerstelle Polnisch-Neukirch dem Hauptzollamt Gleiwitz und die Ortschaft Wanowitz im Hebebezirk Leobschütz dem Bezirke des Hauptzollamts Ratibor und dem Hebebezirk Katscher zugeteilt. Das Hauptzollamt in Pleß wird befugt zur Ausfertigung und Erledigung von Zoll- und Branntweinbegleitscheinen, zur Ausfertigung von Tabakversandscheinen, zur Erledigung von Begleitscheinen über Salz, Leuchtmittel, Schaumweine, Zigaretten, Zündwaren, zur Ausfertigung von Musterpässen, zur Abfertigung von Branntwein und Tabak gegen Abgabenvergütung, zur Abgabenerhebung und Abstempelung der Erlaubniskarten für inländische Kraftfahrzeuge, zur Erhebung von Uebergangsabgaben, sowie zur Ausfertigung und Erledigung von Uebergangsscheinen.

Denkmäler

Jahrhundertdenkmal in Wiesenthal bei Lähn. „Dankbar gedenkend der Vorfahren Taten 1813 setzten einmütig in Liebe für König und Vaterland diesen Stein die Bewohner Wiesenthals, 10. März 1913." So lautet die Inschrift eines Denkmals, das, in Form einer schlanken, von Kugeln gekrönten Säule aus Husdorfer Sandstein von einem Lähner Steinmetzmeister gefertigt, in Wiesenthal bei Lähn enthüllt wurde. Das Merkzeichen für die große Zeit hebt sich wirkungsvoll von einer efeubekleideten, alten Basaltmauer ab. Es steht auf einer Maueranschüttung da, wo der Kirchweg in die Chaussee mündet. Die Anregung zur Errichtung ging vom Besitzer des Ritterguts Nieder-Wiesenthal, Rittmeister a. D. Lewald aus. Dieser übergab auch am 10. März mit einer Ansprache nach der Festrede von Herrn Pastor Gaßmeyer das Denkmal dem Gemeindevorsteher Nährig. Eine Parade des Kriegervereins hatte vorher nach dem Festgottesdienst stattgefunden. An markanter Stelle stehend, gereicht das Denkmal dem Dorfe zur Zierde, das ohnehin durch seine liebliche Lage in einem sonnigen Seitentale des Bober mit vollem Blick aufs Riesengebirge und nahe der Talsperre Mauer viele Fremde anlockt.



Die Enthüllung des Jahrhundertdenkmals in Wiesental bei Lähn

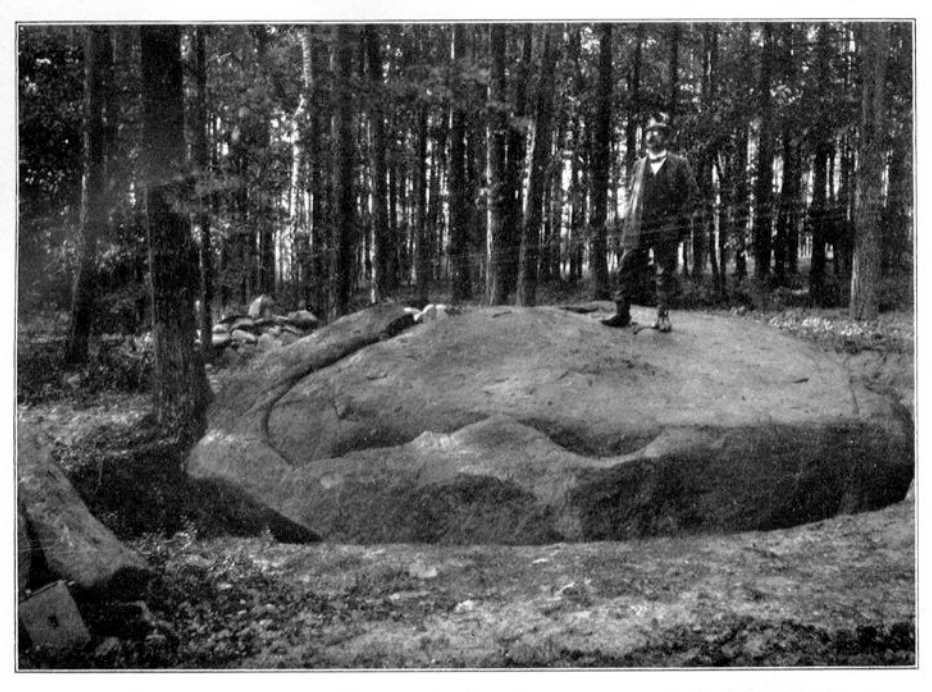
Statistisches

Das schlesische Braugewerbe 1911. Die 502 schlesischen Brauereien, von denen 224 auf dem Lande liegen, waren 1911 zu einem Fünftel nicht im Betriebe. Von den 453 betriebenen brauten 248 obergäriges, 205 untergäriges Bier, und zwar 516 696 Hektoliter obergäriges und 2,6 Millionen Hektoliter untergäriges, zusammen 3,1 Millionen Hektoliter. Mit diesem Brauquantum steht Schlesien unter den zwölf Provinzen an vierter Stelle. Der Reinertrag der Brausteuer war fast zehn Millionen Mark (9,7 Millionen Mark). Dazu traten noch 241 400 Mark Uebergangsabgabe und 288 800 Mark Eingangszoll. Verbraut wurden weit über eine Million Zentner geschrotenes Gerstenmalz. Zu einem Hektoliter wurden durchschnittlich 17,72 Kilogramm Malz (Reichsdurchschnitt 18,13 Kilogramm) verwendet; davon wurde 3,11 Mark Brausteuer gezahlt.

Sitte und Brauch

„Sympathiemittel.“ In schlesischen Krankenzimmern wendet man oft harmlose Hausmittelchen an, falls man sich stark genug fühlt, die bei ihrer Anwendung vorgeschriebenen Zeremonien gewissenhaft beobachten und an ihre Wirkung glauben zu können. Das sind die Sympathiemittel. Sie sollen oft Wunder tun und Krankheiten beseitigen, wo sich ärztliche Kunst vergeblich versuchte. Ein bekanntes Mittel, wie man die Hühnerwarzen an den Händen entfernt, möge hier eine Stelle finden. Man wendet sich an eine Person, die sich im Besitze dieser Heilkraft befindet. Von ihr aufgefordert, zählt man die Hühnerwarzen und gibt ihre Zahl an. Die Heilerin schneidet alsdann ebenso viele Knoten aus Strohhalmen heraus, drückt je einen von ihnen kreuzweise auf jede Warze und murmelt dabei geheimnisvolle Worte. Die Strohknoten werden nach beendeter Verrichtung verbrannt. An der Spitze der Sympathiemittel steht das „Versprechen“. Da befindet sich ein Kranker im Dorfe; er hat eine böse Flechte am Bein. Keine Salbe will helfen. Man ruft eine alte Frau herbei, die „versprechen“ kann. Sie besieht die kranke Stelle, macht eine wichtige Miene und beginnt ihre geheimnisvolle Kur. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand macht sie mehreremal das Kreuz, kommt mit dem Munde der kranken Stelle so nahe, daß der Patient ihren feuchten Atem spürt und lispelt bei all dem geheimnisvolle Worte. Ihr Honorar besteht gewöhnlich in einem neubacknen Brote.

Weit verbreitet ist unter der Landbevölkerung der Glaube an das Berufen des Viehes. Da fährt ein Bauer auf der Landstraße, seinen schönsten Gaul vor den Wagen gespannt. Es begegnet ihm ein Bekannter oder ein Fremder, der das Pferd wohlgefällig betrachtet. Eine böse Ahnung steigt in dem abergläubischen Besitzer des Tieres auf, die bald zur gräßlichen Gewißheit wird: Dein Pferd ist berufen! Er treibt es zu rasender Eile an, und führt es, zu Hause angekommen, rasch in den Stall. Da steht es, in Schweiß gebadet, und zittert am ganzen Körper. Vielleicht infolge des raschen Laufes? Doch nein! Es ist berufen. Alle Anzeichen sind vorhanden. Ein Sympathiemittel muß helfen. Der Bauer wechselt das Hemd und trägt das abgelegte hinüber in den Stall. Mit diesem wird das berufene Pferd bei verrammelten Türen so lange gerieben, bis es wieder gesund ist. Um es vor einer Wiederholung des Unfalles zu bewahren, wird ihm eine rote Schleife an der Halfter befestigt. Die rote Farbe schützt unfehlbar gegen das Berufen. Ist die Krankheitsursache eines Tieres nicht bald zu ermitteln, so glaubt man, es sei „behext“. In einem solchem Falle geht die Hausfrau an drei aufeinander folgenden Tagen durch den Stall, schlägt dabei mit dem Besen das Kreuz und ruft: „Hexe. Hexe, hust's gehurrt? Scher dich aus dem Stalle furt!“ Gewöhnlich ist es ein altes Weib im Dorfe, dem man die schauerliche Kunst des Hexens zuschreibt. Philo vom Walde lehrt uns in seiner Bauernkomödie „Die Dorfhexe“ eine solche Frau kennen, die Bettelliese, eine Dorfarme. Dem Kirchbauer, der sie beschimpft hat, wünscht sie, daß er von sieben leibhaftigen Teufeln zermartert werde. Und der Mann ist behext. Er wird krank und merkt deutlich, daß er von sieben bösen Geistern besessen ist. Die Bemühungen des Pfarrers, ihn von seiner Krankheit zu heilen, scheitern. Doch Doktor Veit aus der Stadt versteht seine Kunst. Er untersucht den Patienten und macht die grauenerregende Entdeckung, daß nicht sieben, sondern acht Teufel sich in seinem Leibe aufhalten. Mit Hilfe des Induktionsapparates treibt er ihm die unsauberen Geister aus. Jeden Tag entweicht einer. Der Kirchbauer merkt es deutlich; es gibt ihm jedesmal einen gewaltigen Ruck, wenn einer ausfährt. Dafür fühlt er sich aber auch mit jedem Tage wohler, und nach Austreibung des achten Unholdes ist er vollständig geheilt.



phot. Matzker in Breslau

Findlingsblock im Walde von Groß Rinnersdorf, Krs. Lüben

Die Dorfhexe besitzt in der Regel auch den Wahrsagergeist. Sie liest leichtgläubigen Personen von den Linien der Hand die Zukunft ab oder sucht sie durch Kartenlegen zu erforschen. Und Leute, die durchaus nicht abwarten mögen, was ihnen das Morgen bringen wird, kaufen sich auf dem Jahrmarkte einen „Planeten", ein kleines, bedrucktes Papier, auf dem ihnen ihr zukünftiges Schicksal mitgeteilt wird. Sie haben dabei weiter nichts zu tun, als einen Zehnpfennig zu zahlen und den Monat zu nennen, in dem sie geboren sind. Karl Michler

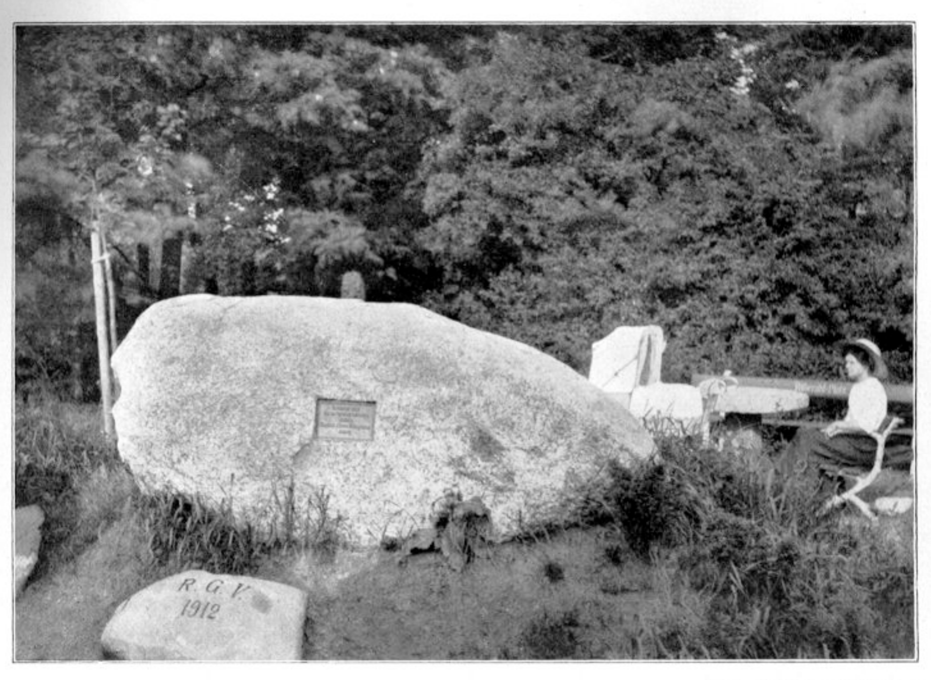
Naturdenkmäler

Zwei Findlingsblöcke im Lübener Kreise. Ein erratischer Block, wie er wohl nirgendwo mächtiger zu finden sein dürfte, liegt im Walde von Gr. Rinnersdorf, Krs. Lüben, unweit der Stadtziegelei. Unter unseren Naturdenkmälern nimmt er ohne Zweifel wegen seiner gewaltigen Maße die erste Stelle ein. Seine Länge beträgt 5,20 Meter, seine Breite 3,50 Meter, und in die Tiefe mißt er mehr als 3 Meter. Seine in fetten Lehm eingebettete Gesteinsmasse beläuft sich demnach auf rund 54 Kubikmeter. Rechnen wir als durchschnittliches spezifisches Gewicht des Granits 2,75, so beträgt das Gewicht dieses Riesen ungefähr 3000 Zentner. Der Block ist dank dem Entgegenkommen des Besitzers, Grafen von der Asseburg, durch einen tiefen Graben freigelegt worden. Ein Findling von ähnlicher Größe wurde vor einigen Jahren im Walde des benachbarten Pilgramsdorf gesprengt, weil man für seine Trümmer beim Chausseebau Gr. Rinnersdorf-Eisemost gute Verwendung hatte. Damals kannte man leider die Bestrebungen der Naturdenkmalspflege noch nicht. Der Stein, den die zweite Abbildung auf S. 403 wiedergibt, wurde im Frühjahre 1912 auf der dem Rittergutsbesitzer Anders gehörigen Feldmark Mallmitz, Krs. Lüben aus dem Boden gebuddelt und unter erheblichen Kosten in die städtischen Anlagen beim Schützenhause in Lüben befördert. Der Riesengebirgsverein, der Verschönerungsverein und die Stadtkommune in Lüben beteiligten sich an der Aufbringung der Transportkosten für dieses Ungetüm, das nun eine Zierde der städtischen Anlagen bildet. Matzker

Aus der Sammelmappe

Wie Schleiermacher nach Kolonie Anhalt kam. Es ist wohlbekannt, daß unser großer Landsmann Schleiermacher, den uns die Jahrhundertfeier aufs neue nahebringt, einige seiner Knabenjahre und manche Vakanz in Anhalt bei Pleß verlebte, wo auch sein Vater, der Militärstabsprediger, begraben liegt. Wie es aber zuging, daß ihm dort lange Jahre das Vaterhaus stand, ist ins Vergessen versunken und doch eigenartig genug.

Es war im Mai 1770, als der Rittmeister der Plesser Husarenschwadron, v. Woyrsch, eines Tages ein dienstliches Schreiben erhielt mit dem Vermerk: „Zu eröffnen in der Nacht vom 24. zum 25. Mai." Eine seltsame Ordre! Noch seltsamer, daß drüben über der polnischen Grenze in Kozy, auf deutsch Seifersdorf, zu Anfang des Jahres eine Jungfrau der Gemeinde geweissagt hatte: „Der Urbanustag wird uns befreien", und daß der Urbanustag auf den 25. Mai fällt. . . In der reformierten Schloßkirche zu Pleß aber predigte um jene Zeit öfters der Militärstabsprediger Schleiermacher. Bei diesen Gottesdiensten fielen unter den Versammelten allemal Männer und Frauen auf, deren reiche Tracht zwar derjenigen der Ungarn ähnlich, deren Typus jedoch ein rein deutscher war. Die waren von Seifersdorf herübergekommen, und bald vertrauten sie dem braven Prediger ihre Not an. Ihre Vorfahren waren aus Sachsen nach Siebenbürgen eingewandert. Zur Zeit der drohenden Türkengefahr hatten sie das Land wieder verlassen und sich in dem damals polnischen Galizien hinter dem Wall der Karpathen niedergelassen, anfangs freundlich aufgenommen und in ihrem protestantischen Glauben geduldet. Unter andern Herrschern jedoch hörte diese Toleranz auf, und jetzt wurden sie von dem katholischen Ortsgeistlichen und dem Grundherrn mit Gewalt unterdrückt! Dieses Klagelied der bedrängten Glaubensgenossen im Herzen, wandte sich der Stabsprediger Schleiermacher an den regierenden Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen und Pleß. Und dieser menschenfreundliche Herr beschritt den Weg, auf dem die rascheste und tatkräftigste Hilfe zu erwarten war: er interessierte Friedrich den Großen.



phot. Matzker in Breslau

Findlingsblock in den Anlagen der Stadt Lüben

Da kommt Licht in die seltsame Ordre! Und der Husaren-Rittmeister v. Woyrsch kannte seinen königlichen Herrn genugsam, um nicht nicht erst verwundert den Kopf zu schütteln, als er das Schreiben in der Nacht vom 24. zum 25. Mai öffnete. Er ließ, getreu dem Befehl, den es enthielt, unverzüglich aufsitzen, ritt mit seinen Husaren im Dunkel der Nacht über die Grenze nach Seifersdorf, wo ihn der Schulze erwartete, ließ die Pfarre und das Schloß besetzen und den Glockenturm bewachen, daß nicht Sturm geläutet werde! Unterdes halfen die flinken Husaren das Vieh aus den Ställen ziehen und die bewegliche Habe rüsten. Und nun wurden die 316 Seelen, die Hilfe nachgesucht hatten, über die nahe Grenze eskortiert. Drüben standen Wagen bereit, Fürst Friedrich Erdmann begrüßte die Einwanderer und wies ihnen in dem Vorwerk Kielzo und den umliegenden Ortschaften Wohnplätze an.

Ob das Zusammentreffen der Prophezeihung und der Entführung ein absichtliches oder ein zufälliges war, ist nirgends gebucht. Die Prophetin ist hochbetagt inmitten der Gemeinde gestorben und im Kirchenbuche als eine „von Gott begabte Seherin" bezeichnet. — Jenes Unterkommen aber war nur ein vorläufiges. Zuerst baute der Fürst für die Emigranten Alt-Anhalt, später an Stelle des Vorwerks Neu-Anhalt. Er gab jedem Wirte 12 Morgen Land und Geldvorschuß auf Garn zur Ausübung seines Weberhandwerks, für dessen Erzeugnisse die Militär-Montierungs-Kommission in Breslau Abnehmer wurde. Und endlich baute der edle Fürst ein großes, zweistöckiges Gebäude für Kirche und Schule, Pastor- und Lehrerwohnung eingerichtet. Und in diesem wohnte auch als erster Pastor der Kolonie Schleiermachers Vater, sein Amt als Stabsprediger außerdem verwaltend bis zu seinem Tode.

Herrmann

Vereine

Schlesische Gesellschaft für gemeinnützigen Milchausschank. Die Schlesische Gesellschaft für gemeinnützigen Milchausschank in Breslau hielt am 5. April im Fürstensaale des Breslauer Rathauses ihre Generalversammlung ab, in der der Vorsitzende des Verwaltungsrates, Dr. Kurt von Eichborn, den Geschäftsbericht für 1912 vorlegte.

Der Erfolg des Ende 1912 abgelaufenen vierten Geschäftsjahres war günstig. Acht neue Milchschankhäuschen konnten in Betrieb genommen werden, und zwar je eines in Rosdzin, Ratibor, Neisse, Kattowitz, Oppeln, Breslau und zwei in Liegnitz. Die Gesellschaft betrieb im Berichtsjahre insgesamt 18 Häuschen, und die Absatzziffern erweisen, daß der soziale Gedanke, der zur Gründung der Gesellschaft geführt hat, in steigendem Maße seine Verwirklichung findet. Der größte Erfolg wurde in Oberschlesien erzielt, wo die Bevölkerung des Industriebezirks von der gebotenen Einrichtung in außerordentlich umfangreichem Maße Gebrauch machte. Dagegen zeigte sich in Niederschlesien gerade die entgegengesetzte Erscheinung. Die Gesellschaft will deshalb ihr Tätigkeitsgebiet zunächst besonders in Oberschlesien ausdehnen; es ist bereits die Errichtung neuer Häuschen in Roßberg, Kattowitz, Zalenze, Zawodzie und Miechowitz in Aussicht genommen. Die in Deutsch-Piekar geführten Verhandlungen haben bisher zu keinem Ergebnis geführt. Die im Geschäftsjahr 1911 eingeführte Milchkontrolle ist auch 1912 ausgeübt worden. Die Verkäuferinnen sind verpflichtet, die Milch mit der Milchspindel zu prüfen und Proben verdächtiger Milch einer chemischen Untersuchungsanstalt zur Prüfung zu übermitteln. Neu und mit Erfolg ist der Ausschank von Yoghurt eingeführt worden.

Die Bilanz ergab einen Gewinn von 3462 Mark.

Persönliches

Am 2. März feierte der Geh. Regierungsrat, Professor Dr. phil. **Richard Förster** in Breslau seinen 70. Geburtstag. 1843 zu Görlitz geboren, besuchte er das dortige Gymnasium, studierte in Jena und Breslau Philologie, promovierte 1866 und wurde dann Oberlehrer am Breslauer Magdalenen-Gymnasium. 1868 habilitierte er sich als Privatdozent in Breslau und unternahm dann als Stipendiat des archäologischen Instituts Studienreisen nach Italien und Griechenland. 1873 zum außerordentlichen Professor an der Universität Breslau ernannt, wurde er 1875 als Ordinarius für klassische Philologie nach Rostock berufen, folgte 1881 einem Rufe nach Kiel und kam schließlich 1890 als Ordinarius für klassische Philologie und Direktor des archäologischen Museums

wieder nach Breslau zurück. Weiteren Kreisen wurde er bekannt, als er im Januar 1900 den Vorsitz der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“ übernahm. Obwohl gleichzeitig Leiter der philologisch-archäologischen Sektion, wandte der neue Vorsitzende doch sein Hauptaugenmerk der Ausgestaltung der genannten Gesellschaft zu; seinem unermüdlichen Eifer gelang es auch, den längst gehegten Plan, der Gesellschaft ein eigenes Heim zu schaffen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Geheimrat Förster hat die Zahl der Sektionen der Gesellschaft während seines Vorsitzes verdoppelt und überall die regste wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet.

Am 27. März verschied in Breslau der ordentliche Professor der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald, Geh. Regierungsrat Dr. phil., jur. et med. **Wilhelm Schuppe**. Er war einer der bekanntesten deutschen Philosophen der Gegenwart. Geboren am 5. Mai 1836 in Brieg, studierte er anfangs Rechtswissenschaft, später Theologie, hierauf Philologie in Breslau, Bonn und Berlin und promovierte 1860. 1861 wurde er Probekandidat am Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin, dann Gymnasiallehrer in Breslau, Neisse, Gleiwitz und Beuthen. 1873 erfolgte seine Berufung zum Ordinarius der Philosophie in Greifswald als Nachfolger Georges. 1884 war Schuppe Rektor der pommerschen Hochschule. 1894 ernannte ihn die Greifswalder juristische Fakultät zum Dr. jur. h. c. Das Ehrendoktorat der Medizin erhielt er 1906 anläßlich der 450 jährigen Jubelfeier der Greifswalder Universität. Im Jahre 1895 erhielt er den Charakter als Geheimer Regierungsrat. 1910 zog er sich nach 37 jähriger Lehrtätigkeit ins Privatleben zurück. Von Schuppes Werken seien genannt: „Das menschliche Denken“ (1870), „Die aristotelischen Kategorien“ (1871), „Erkenntnistheoretische Logik“ (1878), „Grundzüge der Ethik und der Rechtsphilosophie“ (1881), „Der Begriff des subjektiven Rechts“ (1887), „Das Gewohnheitsrecht“ (1890), „Das Recht des Besitzes“ (1891), „Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik“ (1894), „Der Zusammenhang von Leib und Seele“ (1902).

Der Diözesanbaumeister und fürstbischöfliche Baurat **Joseph Ebers** in Breslau konnte am 1. April auf eine 30 jährige Tätigkeit im Dienste der Breslauer Diözesanverwaltung zurückblicken. 1845 in Hildesheim geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und das Polytechnikum in Hannover. Nachdem er als Regierungsbaumeister gearbeitet, das Staatsexamen abgelegt und Regierungsbaumeister geworden, berief ihn Fürstbischof Herzog am 1. April 1883 in die neu geschaffene Stelle des Diözesanbaumeisters nach Breslau. Als solcher hat er in der Diözese Breslau eine große Zahl von Kirchen und Anstalten gebaut. Gegenwärtig leitet er den Umbau der Domtürme.

Auf eine dreißigjährige Tätigkeit als Militärkapellmeister konnte am 1. April der langjährige Leiter der Elferkapelle in Breslau, Musikdirektor **Reindel**, zurückblicken. Geboren 1856 in Weimar, trat er 1876 in Thorn in das 61. Regiment, kam 1881 in die Kapelle der Königs-Grenadiere in Liegnitz und 1882 in die Kapelle des Kaiser Franz-Regiments in Berlin. Am 1. April 1883 wurde er zum Kapellmeister der 37 er in Krotoschin ernannt. 1886 übernahm er die Leitung der Elferkapelle in Breslau. Reindel hat sich auch als Komponist einen Namen erworben. 1906 wurde er zum Musikdirektor ernannt.

Vor 25 Jahren, am 2. April 1888, starb in Görlitz der Tonsetzer Friedrich **Wilhelm Klingenberg**. 1809 in Sulau geboren, studierte er an der Breslauer Universität Theologie. Er wandte sich aber später der Musik zu und wurde Dirigent des akademischen Musikvereins, später auch des Künstlervereins. 1840 als Kantor an die Peterskirche in Görlitz berufen, begründete er in dieser Stadt den „Klingenbergschen Gesangverein“, die jetzige „Singakademie.“ 1844 wurde ihm der Titel Kgl. Musikdirektor verliehen. Seine Kompositionen waren kirchliche und weltliche Vokalwerke. M.

Am 5. April starb in Breslau der Generallandschaftsrepräsentant und Direktor der Schlesischen Landschaftlichen Bank, Rittmeister a. D. **Richard Pförtner von der Hölle**. Seit Ende der siebziger Jahre bis 1890 als Landesältester und seitdem als Generallandschaftsrepräsentant der mittelschlesischen Fürstentumslandschaften tätig, hat er an der Entwickelung der Schlesischen Landschaft und besonders der Landschaftlichen Bank, an deren Spitze er seit 1896 als erster Direktor stand, hervorragenden Anteil genommen. Am 16. Februar 1840 in Groß-Dobritsch, Krs. Sagan, geboren, trat Richard Pförtner von der Hölle bei der Mobilmachung 1859 als Einjährig-Freiwilliger in das Husaren-Regiment Nr. 4 ein und wurde 1861 zum Leutnant der Kavallerie im 2. Bataillon des Landwehrregiments Nr. 6 ernannt. 1866 wurde er zur Dienstleistung beim Ulanenregiment Nr. 1 kommandiert und der 3. Schwadron zugeteilt. Im Treffen bei Nachod hatte er Gelegenheit, sich bei der Attacke gegen die österreichischen Kaiser-Ferdinand-Kürassiere besonders auszuzeichnen. Nach dem Kriege trat er zum 1. Landwehr-Ulanen-Regiment über, war im deutsch-französischen Kriege zum Dragoner-Regiment Nr. 14 kommandiert und erwarb sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Während des Krieges war er zum Oberleutnant befördert worden und erhielt 1879 den erbetenen Abschied.

Am 19. April vollendete der Schauspieler und Schriftsteller **Fritz Schäfer** in Mannheim sein 70. Lebensjahr. 1843 in Oels geboren, besuchte er die Schule in Breslau, kam zuerst an das Breslauer Stadttheater und wirkte dann an vielen größeren und kleineren Bühnen als Dramaturg, Regisseur und erster Liebhaber. In den letzten 30 Jahren widmete er sich der Schriftstellerei. Ueber 40 von ihm verfaßte Theaterstücke erlebten an verschiedenen Bühnen zahlreiche Wiederholungen. Im Mai 1912 verabschiedete er sich im Kasinotheater in Berlin von der Bühne. Seitdem lebt er bei seiner Tochter, der Hofopernsängerin Beling-Schäfer. H.

Kleine Chronik

März

30. Jauer begeht die Erinnerung an den Aufenthalt der Lützower in seinen Mauern (29. und 30. März 1813) durch ein Fest des Männerturnvereins im „Striegauer Hof.“ Die Hauptpunkte der Feier bilden das Festspiel „Die Lützower in Jauer“ und das lebende Bild „Theodor Körner am Hedwigsbrunnen.“

31. In Kraſcheow, Krs. Oppeln werden 20 Gebäude, unter ihnen die Post und die Nebengebäude der Volksschule, durch ein gewaltiges Feuer zerstört.

April

6. Der Gau Schlesien des Allgemeinen Deutschen Automobil-Klubs veranstaltet vom „Friebeberge“ in Breslau aus eine sanitätstaktische Uebungsfahrt ins Striegauer Gelände.

7. Im Jagen 111 des Oderwaldes bei Linden werden 50 Ar Eichenschonung durch einen Brand verwüstet.

8. Aus Langenbielau und Umgegend werden zahlreiche Fälle von Typhuserkrankung gemeldet.

Die Toten

März

27. Herr Geh. Regierungsrat, Professor Dr. Wilhelm Schuppe, 76 J., Breslau.

April

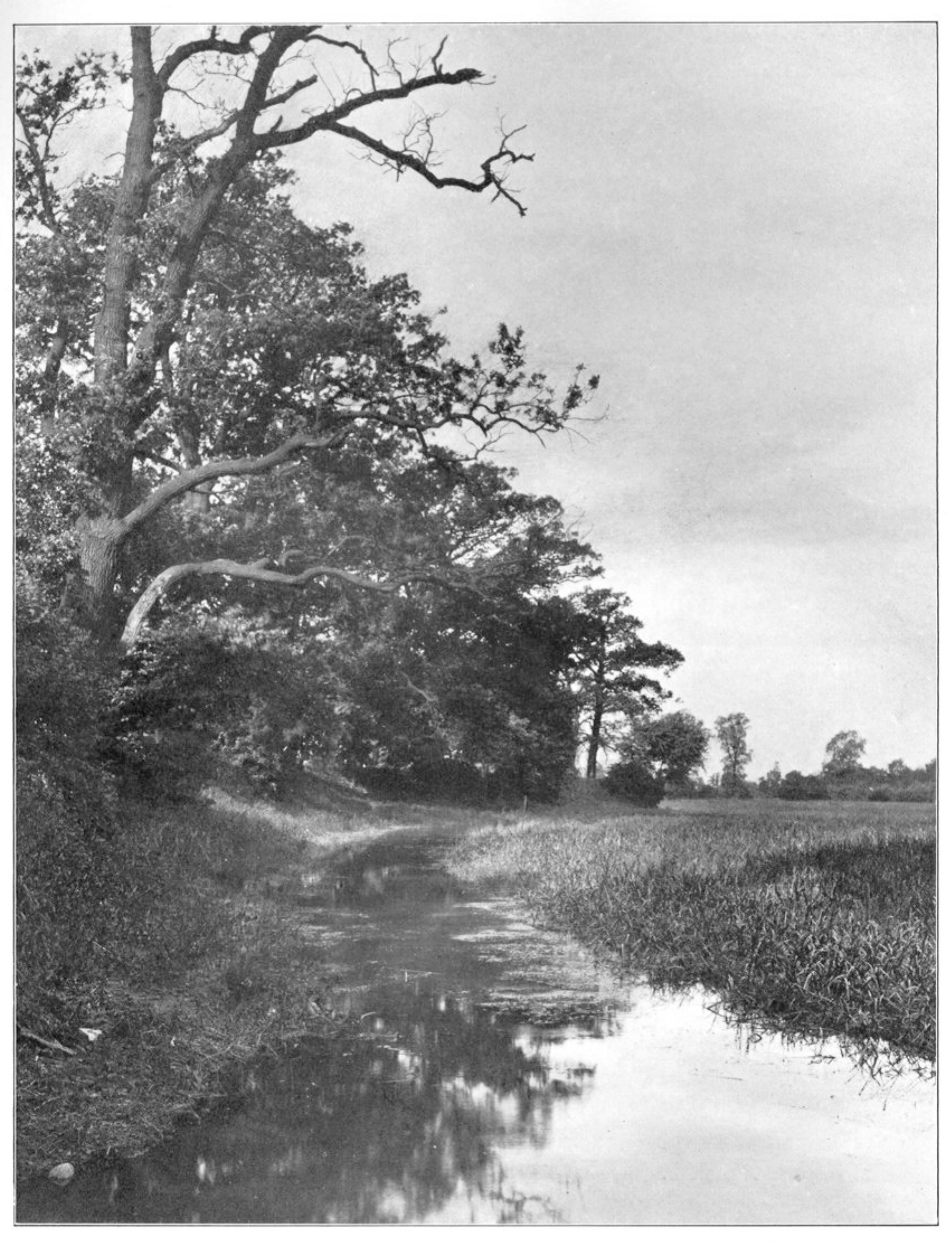
4. Herr Hauptmann a. D. Adolf Seiffert, 71 J., Breslau.

5. Herr Generallandschaftsrepräsentant Richard Pförtner von der Hölle, 73 J., Breslau.

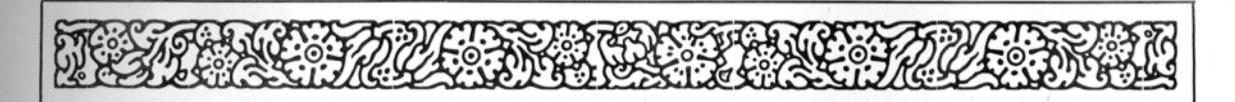
7. Herr Fabrikbesitzer Oswald Zahn, 81 J., Jauer.

8. Herr Landesältester Ferdinand von Korn, Neu-Stradam.

Herr Oberbergrat a. D. Richard Broja, 78 J., Breslau.



An der Ohle
Photographie von H. Götz in Breslau



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (14. Fortsetzung)

Gasda erhob sich, drückte Kornke dankbar die Hand und erklärte:

„Ich danke Ihnen tausendmal, Herr Oberschichtmeister! Ich werde mein Glück beim Herrn Bergrat versuchen."

Im Hausflur blieb Gasda noch einen Augenblick stehen, um in sein Taschentuch zu hauchen und es an seine verweinten Augen zu drücken. Die Leute sollten doch nicht sehen, daß er geweint hatte. Erst nach einer Viertelstunde verließ er den Hausflur und schlich mit tief in die Augen gezogenem Hute hinten über den Grubenplatz. Er kam dabei an der Grubenschmiede vorüber, vor welcher mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, im ledernen Schurzfell, den gewaltigen Hammer in der Hand, der alte Woytylak stand. In seinem Arbeitskostüm sah er förmlich malerisch aus. Seine hellen Augen hatten Gasda erkannt, als er sich hinter der Schmiede herum fortschleichen wollte.

„Panje Gasda!" rief er herüber. „Heda, Panje Gasda!"

Gasda mußte wohl oder übel auf den Ruf stehen bleiben, und Woytylak winkte ihn heran. Gasda kam zögernd näher, und Woytylak fragte ihn:

„Nun, wie gehts?"

Gasda zuckte die Schultern:

„Schlecht, schlecht! Ich wünschte, der Teufel hätte mich geholt!"

„Nicht doch, Panje Gasda, wer wird denn solch gottlose Reden führen! Kommen Sie, und trinken Sie etwas Herzhaftes; das wird Sie auf andere Gedanken bringen."

Er geleitete Gasda in einen kleinen, einfenstrigen Raum in der Schmiede, welcher fast wie ein Kontor aussah. Woytylak füllte zwei Gläser, stieß mit Gasda an und sagte:

„Nun runter mit dem Gift! Es wird Ihnen neuen Mut machen! Was machen Sie denn nun jetzt? Haben Sie schon eine Stellung?"

Gasda schüttelte den Kopf.

„Wie soll ich eine Stellung bekommen?" entgegnete er. „Ich war eben beim Oberschichtmeister. Der war ja ganz nett zu mir; aber anstellen will er mich nicht wieder. Er hat nur gesagt, ich solle mich an den Bergrat wenden."

„Nun, so tun Sie es doch," riet Woytylak.

„Ich werde es tun," versicherte Gasda. „Aber wenn mich der auch abweist, dann bleibt mir nur noch der Strick!"

Woytylak wurde ärgerlich.

„Sie sollen nicht solch lästerliche Reden führen, Panje Gasda," sagte er. „Wenn Sie auch der Bergrat abweist, dann ist doch der Himmel noch nicht eingefallen. Ich habe Ihnen überhaupt einen Vorschlag zu machen. Wenn Sie keine andere Stellung bekommen, dann können Sie bei mir für ein paar Wochen Arbeit finden."

„Ich kann doch nicht schmieden," entgegnete Gasda ärgerlich. „Was soll ich denn bei Ihnen arbeiten?"

„Wissen Sie denn nicht, daß ich hier die Grubenschmiede aufgebe? In acht Wochen ist die Sache hier alle. Nun, sehen Sie mal, Panje Gasda, ich kann nicht lesen und schreiben, und wenn hier die Uebergabe erfolgt, dann gibt es so viel Arbeit, daß ich wirklich jemanden haben muß, der das versteht. Sie könnten mir bei der Arbeit und bei der Uebergabe helfen. Sagen Sie nur, was Sie verlangen; denn auf meinen Schwiegersohn kann ich nicht rechnen. Der ist auf der Suche nach einer Kunstschlosserei und hat keine Gedanken für die Grubenschmiede übrig."

Gasda dachte einen Augenblick nach.

„Es wäre immerhin etwas, Herr Woytylak, und ich könnte Ihnen ja sehr nützlich sein; denn ich habe in der Schichtmeisterei auch eine Zeitlang gerade das Konto der Grubenschmiede bearbeitet."

„Nun also," meinte Woytylak. „Sehen Sie, dann wären wir ja schon einig. Was Sie in der Schichtmeisterei monatlich bekommen haben, gebe ich Ihnen auch. Während dieser drei Monate können Sie sich in Ruhe nach einem Posten umsehen."

Gasda schien wieder Mut zu fassen.

„Sie sind sehr freundlich, Herr Woytylak," sagte er. „Aber wirklich, ich glaube, ich könnte Ihnen von großem Nutzen sein!"

„Dann bleibt es also dabei," entschied Woytylak und reichte Gasda die Hand. „Ich kann Ihnen nur sagen, Panje Gasda, mir graut vor all diesem Geschreibsel, den Formularen, den Listen und Belägen, die man durchlesen und durchrechnen soll!"

„Ich glaube es gern!" erwiderte Gasda, schüttelte dem alten Schmiedemeister die Hand und ging davon.

X.

Fräulein Emma Siegner war sehr vergnügt. Nach deutscher Art gab sie dem Vergnügen

dadurch Ausdruck, daß sie ein recht sentimentales Lied sang, und zwar das Lied vom Röslein auf dem Heidegrab. Sie sang es mit lauter Stimme und war mit dem Liede gerade zu Ende gekommen, als die Tür des „Jungfernstübchens“ in der oberen Etage des Siegnerschen Hauses sich öffnete, und Martha eintrat.

„Marxdorf ist unten,“ sagte Martha, „und will Dich sprechen.“

„Marxdorf will mich sprechen?“

„Tu doch nicht so, als ob das etwas so Ungeheuerliches wäre! Er hat einige Bücher unter dem Arm, ist eben unten bei der Mutter erschienen und hat gefragt, ob er nicht mit Dir etwas besprechen könnte. Die Mutter hat ihn gefragt, ob es sich wieder um eine Aufführung im Beamtenverein handelt, in dem Du doch schon öfter mitgespielt hast, und Marxdorf meinte, das könnte wohl sein; er kommt gleich herauf.“

„Gut,“ antwortete Emma, „ich bin bereit! Willst Du bei der Unterredung nicht dabei sein?“

„Nein, ich habe unten in der Küche zu tun,“ erklärte Martha.

Als Martha das Zimmer verlassen hatte, trat Emma noch rasch vor den Spiegel, ordnete hurtig ihr Haar und sah nach, ob ihr einfaches Hauskleid in Ordnung war. Gleich darauf klopfte es an die Tür, und Marxdorf trat ein. Er sah wie immer sehr vergnügt aus; nur war sein Gesicht auffällig gerötet. Er grüßte Emma mit seinem verbindlichsten Lächeln, und Emma hieß ihn mit einem Lächeln willkommen, das halb Verlegenheit, halb Schelmerei war.

„Nun, wieder eine Theateraufführung, Herr Steiger?“ fragte Emma.

„Kann schon sein, daß eine Theateraufführung draus wird. Ich wollte mir erlauben, Ihnen einige Bücher zu unterbreiten und Ihnen einen Vortrag zu halten.“

„Schießen Sie los!“ sagte Emma in ihrer burschikosen Manier.

Marxdorf hatte die Drucksachen, die er im linken Arm hielt, auf einen Stuhl in der Nähe der Tür gelegt. Jetzt trat er an den Tisch und breitete eine Landkarte aus.

„Bitte, wollen Sie näher treten, Fräulein Emma?“ bat er dann.

Emma warf lächelnde Blicke auf Marxdorf und auf die Landkarte; aber Marxdorf hatte sich schon in Positur gesetzt und sagte im Ton eines Erklärers:

„Wie jedermann auf den ersten Blick sieht, ist das die Karte von Argentinien. Hier unten liegt Buenos Ayres, der große Hafen Argentiniens, in welchem man gewöhnlich, wenn man von Europa kommt, landet. Gleich links um die Ecke, mit der Eisenbahn in anderthalb Tagen zu erreichen, liegt Catamarca, eine eben so schöne, wie angenehme Gegend mit tropischer Vegetation über der Erde und kupferhaltigen Erzen unter der Erde. Catamarca liegt in den Bergen, ist frei von Fieber, ist eine ansehnliche Stadt an der Eisenbahn und hat eine Menge Annehmlichkeiten, wie man sie sonst selten in südamerikanischen Industrieorten findet.“

Mit einem Gemisch von Erstaunen und Schalkhaftigkeit hatte Emma bisher den Vortrag Marxdorfs angehört; aber worauf der Sprecher hinaus wollte, ahnte sie nicht.

Der junge Steiger gab nunmehr die Sprechweise des Erklärers auf und nahm seinen natürlichen Ton an.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Brief vorlese, den mir mein Freund Leischner schon vor zwei Jahren aus Catamarca schrieb.“

Der Brief enthielt eine Schilderung der Kupferminen von Catamarca, der Umgegend, der dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse und des Lebens und Treibens. Emma fand, Marxdorf verstehe sehr eindrucksvoll vorzulesen. Sie wußte das aber eigentlich schon von früher her. Hin und wieder machte Marxdorf einige Randbemerkungen. Im ganzen erfuhr Emma, daß Leischner, ein Freund Marxdorfs von der Bergschule her, vor einer Reihe von Jahren als Bergwerksleiter nach Catamarca gegangen war, und daß es ihm dort außerordentlich gut ginge.

„Darf ich annehmen, daß dieser Brief Sie interessiert hat, Fräulein Emma?“ fragte Marxdorf, nachdem er geendet hatte.

„Der Brief hat mich sogar sehr interessiert,“ antwortete die Gefragte.

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Marxdorf, „und ich fühle mich durch Ihre Antwort hocherfreut. Letztere war jedoch insofern leichtsinnig, als ich mich nunmehr veranlaßt sehe, Ihnen noch einen zweiten und dritten Brief vorzulesen.“

Diese Briefe waren nicht so lang wie der erste. Sie erweckten aber mehr und mehr das Interesse Emmas; denn sie erfuhr aus diesen Briefen, daß Leischner seinen Freund Marxdorf aufforderte, ebenfalls nach Argentinien zu kommen, da in absehbarer Zeit für ihn eine sehr gute Stellung als Betriebsleiter auf einem neu eröffneten Kupferbergwerk offen werden würde. Aus dem dritten Briefe lernte sie, daß Marxdorf seinem Freunde versprochen hatte, nach Argentinien zu kommen, und erfuhr zugleich, daß der junge Steiger bedeutende Fortschritte in der spanischen Sprache gemacht habe.

Hatte nun Marxdorf wirklich den Erfolg seines Vortrages vorher berechnet, der nun eintrat, oder war es Zufall: merkwürdigerweise traten in Emmas Augen Tränen.

„Ich darf annehmen, daß auch der Inhalt dieses Briefes Sie einigermaßen interessiert hat, zumal es sich um meine unbedeutende Person handelt. Ich habe nun gestern den neuesten Brief meines Freundes Leischner erhalten, und dieser Brief veranlaßt mich, zu Ihnen zu kommen, weil ich mich zu meinem Schritte erst entscheiden will, nachdem ich von Ihnen eine Antwort bekommen habe. Der Brief lautet:

„Angesichts dieses hast Du Deine Koffer zu packen und sofort hierherzukommen. Kündige Deine Stellung, begib Dich nach Berlin, um dort vor dem Syndikat, welches die Ausbeutung der argentinischen Kupferminen betreibt, den Vertrag zu unterschreiben. Du wirst unter denselben Bedingungen engagiert wie ich, und diese sind sehr günstig. Der Vertrag lautet auf fünf Jahre. Zum mindesten würde ich Dir raten, auf diese Zeit hierherzukommen. Du hast dann wenigstens ein Stück Welt gesehen. Eine Abschrift des Vertrages liegt bei. Du mußt aber sofort abreisen! Gib telegraphisch Nachricht, ob Du die Stelle annimmst, damit ich hier die nötigen Vorbereitungen für Deine Ankunft treffen kann. Sehr gut wäre es, wenn Du Dir eine Frau mitbrächtest. Deine Zukünftige braucht nicht zu fürchten, in eine Wildnis zu kommen, in der man das Leben eines Hinterwäldlers führen muß. Unser Catamarca ist sehr interessant. Es leben sechs europäische Familien hier, darunter drei deutsche. Der Verkehr ist ein außerordentlich angenehmer. Entschließe Dich also rasch!"

Als Marxdorf die Lektüre dieses Briefes beendigt hatte, sah er auf und entdeckte, daß Emma vom Stuhl aufgestanden und an das Fenster getreten war, um dem jungen Mann die Bewegung zu verbergen, die sich auf ihrem Gesicht zeigte. Vorläufig schwieg sie aber ebenso wie Marxdorf, der wohl jetzt von Emma eine Aeußerung erwartete, an welche er wieder anknüpfen konnte. Es ist aber eine allen Leuten, die es praktisch durchgemacht haben, nur zu bekannte Tatsache, daß Heiratsanträge immer ganz anders ausfallen, als man sich das vorher in der Phantasie ausgemalt hat.

Nach einer peinlichen Pause holte Marxdorf tief Atem und sagte:

„Mein liebes Fräulein Emma, ich habe die Absicht, die Stelle in Argentinien anzunehmen. Sie ist für meine Verhältnisse glänzend. Ich kann mir ein sehr schönes Geld sparen und habe auch Aussicht, später in der Heimat wieder eine bessere Stellung zu erhalten. Ich beabsichtige, nicht länger als fünf Jahre in Argentinien zu bleiben. Aber ich kann nur hingehen, wenn eine für mich sehr wichtige Frage erledigt ist. Weshalb wollen wir Verstecken spielen, liebe Emma? Ich liebe Sie, und Sie lieben mich. Ich kann nicht von hier weggehen, ohne mich mit Ihnen ausgesprochen zu haben. Ich habe zwei Fragen an Sie zu stellen: Wollen Sie auf mich warten, bis ich wiederkomme, und dann meine Frau werden, oder wollen Sie, was das Beste wäre, meine Frau werden und mit mir nach Argentinien gehen? Es wird uns nicht allzu schwer werden, von der Heimat zu scheiden, da wir ja in fünf Jahren wieder zurückkehren. Ich bin in der Lage, sofort zu heiraten. Und nun glaube ich, alles, was materiell und ökonomisch an dieser Frage ist, erschöpft zu haben, und darf wohl auf eine Antwort von Ihnen hoffen. Die Sache erfordert Ueberlegung. Sie sollen mir nicht gleich antworten; doch würde ich wünschen, daß Sie sich nicht allzulange besinnen, weil ich mich selbst rasch entschließen muß!"

„Sie schweigen," bemerkte Marxdorf nach einigen Augenblicken gerührt, als er sah, daß ein lautloses Schluchzen Emmas Körper erschütterte. „Wollen Sie mir nicht eine Antwort zukommen lassen, liebe Emma?" Das Schluchzen Emmas wurde stärker, und dann klang ein mühsam hervorgepreßtes „Ja" vom Fenster her in das Zimmer.

„Darf ich bald auf diese Antwort rechnen?"

Wieder klang ein „Ja"; dann gab sich Emma einen Ruck, ging, ohne ihr Gesicht Marxdorf wieder zuzuwenden, an ein Bücherbrett, das an einer Seitenwand neben dem Fenster hing, zog eines der Bücher hervor, das man nach seinem Format und Umfang wohl für die Bibel halten konnte, und blätterte eine Zeitlang darin. Das Lesen schien ihr schwer zu werden; denn sie wischte sich beständig die Tränen aus den Augen. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte. Mit dem aufgeschlagenen Buche trat sie zu Marxdorf. Er bemerkte, daß sie das „Buch Ruth" aufgeschlagen hatte. Mit unsicherem Finger wies sie auf den 16. Vers des ersten Kapitels, und Marxdorf las:

„Ruth antwortete: Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen soll und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott."

Da sprang Marxdorf auf und zog Emma an seine Brust . . .

Eine halbe Stunde später verließ er glückselig das Haus und empfahl sich sehr eilfertig bei Frau Siegner.

„Nun, wird Emma mit Theater spielen?" fragte Frau Siegner mit dem Interesse und dem Stolze, den jede Mutter hat, wenn ihre Tochter öffentlich auftreten soll.

„Jawohl," antwortete Marxdorf, mit eigentümlich unsicher klingender Stimme. „Sie wird

sogar sehr großartig spielen, und es wird ein sehr interessantes Stück aufgeführt."

Bevor aber Frau Siegner oder Martha noch weitere Fragen stellen konnten, war der Schalk verschwunden . . .

Als Siegner vom Dienst zum Mittagessen heimkam, wurde ihm von der Anwesenheit Marxdorfs erzählt, und Emma berichtete, er habe mit ihr eine kleine Leseprobe für ein Theaterstück gehalten. Siegner war mit einem Briefe Karls beschäftigt, in welchem dieser mitteilte, daß er am Sonntag wieder zu den Eltern kommen würde, und in dem er die Schwestern, die natürlich ebenso wie die Mutter, um die heimliche Verlobung Karls mit Helene wußten, bat, seiner Braut beiliegendes Briefchen zuzustecken. Karl durfte ja direkt an Helene nicht schreiben, solange die Verlobung geheim gehalten wurde. Der Brief des Sohnes interessierte Siegner mehr als das angebliche Theaterspielen der Tochter, und er begnügte sich mit der Bemerkung:

„Weiß der Teufel, was dieser Marxdorf heut vor hat. Ich sah ihn vor einer halben Stunde in Paradeuniform vom Bergrat kommen. Den wird er doch wohl nicht zum Theaterspielen eingeladen haben?"

Das Mittagessen war bei Siegners gerade vorüber, als ein Bote mit einem Zettel anlangte.

Der Bergrat ersuchte Siegner auf dem Zettel, sich bis gegen zwei Uhr zu Hause zu halten, da er ihn zur Besprechung einer privaten Angelegenheit besuchen wolle. Diese Nachricht fuhr Frau Siegner derartig in die Beine, daß sie vor Schreck vollständig zusammenknickte.

Der Herr Bergrat als Besuch in ihrer Wohnung! Sie konnte diese Ehre gar nicht fassen. Nachdem sie sich aber einigermaßen erholt hatte, begann sie alle Stühle abzuwischen, obgleich dieselben ganz sauber waren, und nach menschlicher Voraussicht der Herr Bergrat, trotz seiner hohen Stellung, nur auf einem Stuhle Platz nehmen würde.

Auch Siegner war sehr aufgeregt. Die einzige Person, welche hätte Auskunft geben und wenigstens Andeutungen machen können, war Emma; sie schwieg aber laut Verabredung.

Kurz vor zwei Uhr erschien der Bergrat vor dem Hause Siegners, und hier traf er, wohl nicht zufällig, den Steiger Marxdorf, der noch immer die Paradeuniform trug. Beide traten auch gemeinsam in die Siegnersche Wohnung, und es erregte natürlich nicht geringes Erstaunen, daß die beiden gerade zusammen kamen.

Dabei gab es für dieses Zusammentreffen eine sehr einfache Erklärung. Nachdem Marxdorf sich mit Emma in aller Heimlichkeit verlobt hatte, war er nach Hause geeilt, hatte Paradeuniform angelegt und war dann zum Bergrat gegangen, um ihm seine Absichten auf Argentinien und Emma mitzuteilen. Der Bergrat prüfte den Vertrag, der Marxdorf angeboten war, erklärte denselben für sehr annehmbar, entließ den jungen Steiger auf seinen Wunsch ohne Kündigung aus der Stellung und versprach ihm auf sein Bitten, noch den Werber bei Siegner für ihn zu machen.

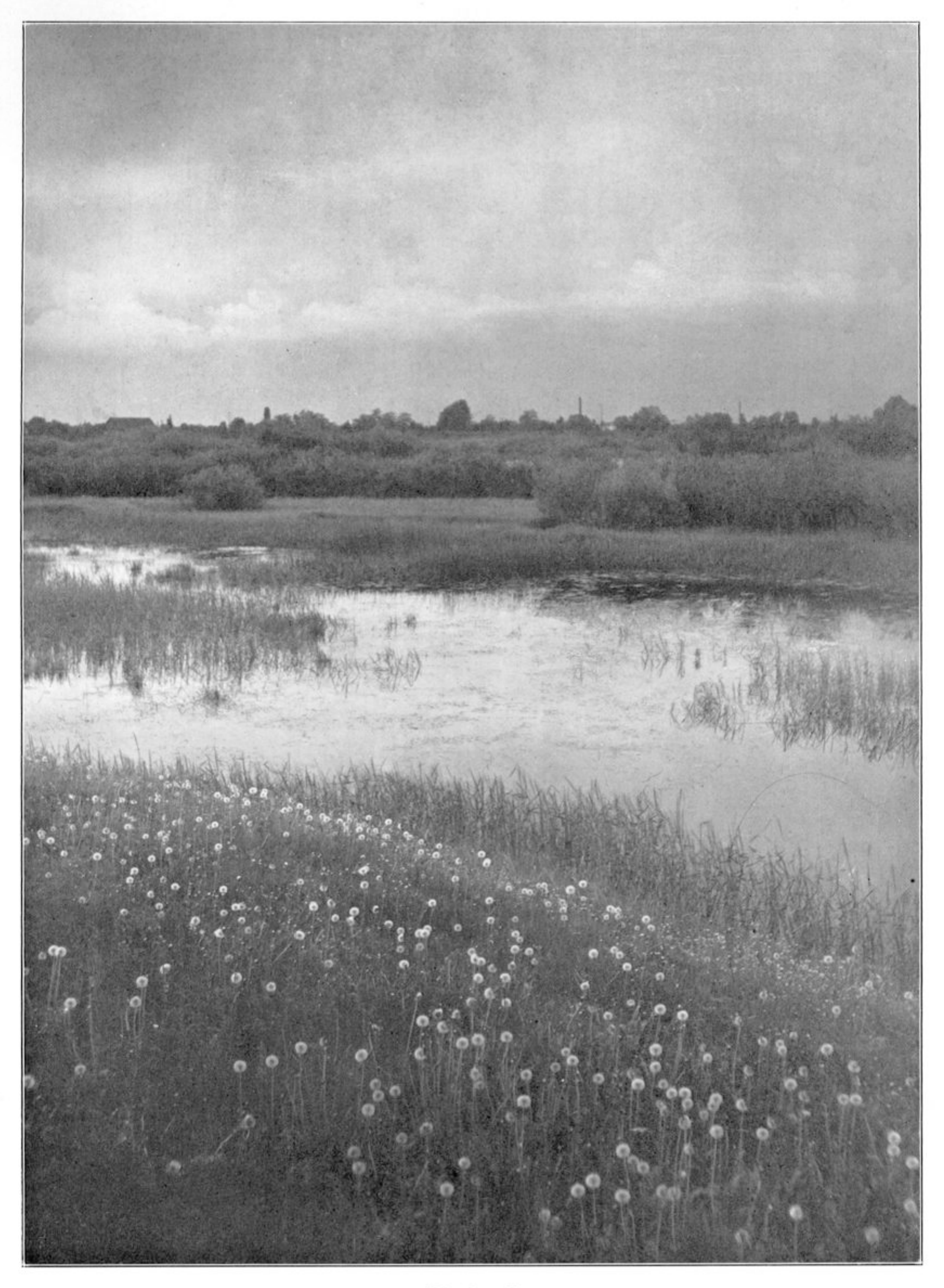
Das gab ein Erstaunen bei dem Siegnerschen Ehepaar und bei Martha, als der Bergrat und Marxdorf ihren Spruch anbrachten. Ersterer war überhaupt nur mitgekommen, um den Eltern Emmas zu bestätigen, daß die Stellung, die Marxdorf angeboten worden, eine günstige und sichere sei, und daß der junge Mann persönlich alles Vertrauen verdiene.

Siegner sah gegenüber diesem gewichtigen Fürsprecher auch ein, daß er Marxdorf Emma anvertrauen könne und erklärte sein Einverständnis.

Anders Frau Siegner, deren Kenntnisse der argentinischen Verhältnisse anscheinend sehr mangelhafte, zum mindesten sehr ungenaue waren. Es bedurfte außerordentlichen Zuredens des Bergrates, bis Frau Siegner endlich zur Vernunft kam. Der Bergrat gratulierte nun dem jungen Paare und den Eltern und ging davon. Trotz des Jammerns der Frau Siegner darüber, daß sie ihre jüngste Tochter so rasch verlieren solle, wurde nun festgesetzt, daß am nächsten Sonntag die Verlobung stattfinden solle. Am Montag sollte die Abreise des Brautpaares erfolgen und zwar nach Dresden. Dort lebte die Mutter Marxdorfs, welche wünschte, daß die Hochzeit in aller Stille bei ihr stattfände. An dieser sollte Karl als Vertreter der Familie teilnehmen und dann das junge Ehepaar bis Bremerhafen begleiten, wo die Abfahrt mit dem Dampfer „Aller" nach Buenos Ayres erfolgen sollte. So blieb Emma nur noch drei volle Tage zu Hause. Diese genügten aber vollständig; denn die kleine Ausstattung Emmas lag bereit und brauchte nur eingepackt werden. Das junge Ehepaar brauchte vorläufig auch nichts, als Kleidungsstücke und Wäsche; alle andere Einrichtung sollte erst in Argentinien beschafft werden, da man sie doch mit sich nicht über das Meer schleppen wollte.

Siegner war mit allen Arrangements einverstanden; denn die Hochzeit kostete ihn nichts. Er schrieb selbst sofort einen Brief an Karl, in dem er ihm die plötzliche Veränderung in Emmas Verhältnissen mitteilte, und erst gegen fünf Uhr nachmittags ging er, laut Befehl des Bergrates, wieder in den Dienst.

(Fortsetzung folgt)



Odersumpf
Photographie von H. Götz in Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ



Reichtum und Leben

Von Josef August Lux in München*)

(Schluß)

Je mehr Menschen zu produktiver Arbeit sich zusammentun, desto reichlicher werden die Lebensführung und die Ansprüche auf einen dem vorhandenen Güterreichtum angemessenen Unterhalt sein können. Denn die gemeinsame Arbeit bringt immer mehr Güter hervor, als der Einzelne zu seiner Existenz unbedingt benötigt. Wie herrlich muß es nun erst in volkreichen Ländern oder Städten aussehen, die eine hundert- oder tausendmal größere Bevölkerung aufweisen und infolge ihrer ungeheuren Kräftesteigerung, ihrer besseren Arbeitsmittel und sonstiger Vorteile, die sich nur aus der Massenorganisation ermöglichen lassen, einen unendlich größeren Güterstrom, zu aller Freude und Ueberfluß, hervorbringen müssen, als er in Wirklichkeit gebraucht wird, und die daher ihren Ueberfluß zu besonderer Verfeinerung und Veredlung aller und jeglicher, die am Weltbau mittun, anzuwenden vermögen. Wendet man aber seinen Blick in die volkreichen Städte und Länder der Jetztzeit, so findet man trotz der Massenhaftigkeit an Gütern eine Menschheit, die zum größten Teil in einem Zustand der Entbehrung und Kulturlosigkeit lebt, daß sich jeder auf der Urstufe lebende Samojede dankend abwenden und froh zu seinen Renntieren und in seine talglichterhellte Halbjahresnacht zurückkehren würde. Durch geraume Zeit und an vielen Beispielen konnte man die Folgerichtigkeit bestätigt finden, daß die allgemeine und persönliche Wohlfahrt mit der Vermehrung der wertbildenden Kräfte steigen mußte. Wenn ich die Gesetze von Angebot und Nachfrage, nach denen die heutige nationalökonomische Wissenschaft die Preisbildung erklärt, hier anwende, so will es allerdings erscheinen, als ob durch den Ueberfluß der Güter und das dadurch bedingte Sinken der Nachfrage auch der Preis der Arbeitsleistung in dem Grade sinken müßte, daß der Arbeitende seine Lebensansprüche nicht mehr befriedigen könne und dem Elende ausgeliefert würde, also gerade durch die Kraft der Werterzeugung, die die Welt bereichert, verarmen müßte. Demnach würden jene, die Reichtümer hervorbringen, an dem Reichtum verarmen, jene, die Brot erzeugen, an dem Brote Hungers sterben. So widersinnig diese Theorie ist, in der heutigen Volkswirtschaft ist sie nichtsdestoweniger wahr und zutreffend. Die heutige Volkswirtschaft, die nicht so sehr die Förderung der wahren Wertbildner zum Inhalt hat, sondern die Förderung der Plusmacherei, des Gelderwerbes um des Geldes willen, hat den Widersinn in Permanenz erklärt.

*) Siehe Schlesien VI, S. 188.



Familienbildnis
Photographie von H. Götz in Breslau

Erst vor wenigen Jahren wurden die Nerven durch die Schilderungen von Hungerrevolten in Aufruhr versetzt, die sich in einer der fruchtbarsten Gegenden Spaniens ereignet haben, in Andalusien, deren prangende Fruchtbarkeit mit Namen wie Kornspeicher, Vorratskeller, Wundergarten, Geldsack Spaniens gepriesen wird. Um solchen Reichtum, der diese Namen rechtfertigt, zu ermöglichen, verzehrt die dortige Bevölkerung um fünfundsiebzig Pfennig Tageslohn ihre Arbeitskraft im glühenden Sonnenbrande. Tausende müssen trotz des nagenden Hungers an den üppigen Nahrungsmitteln vorüber, bis sie, von der Kraft der Verzweiflung erfaßt, die Villen ihrer Ausbeuter stürmen, um nichts anderes zu erreichen, als die Bajonette der Gendarmerie gegen sich gekehrt zu sehen.

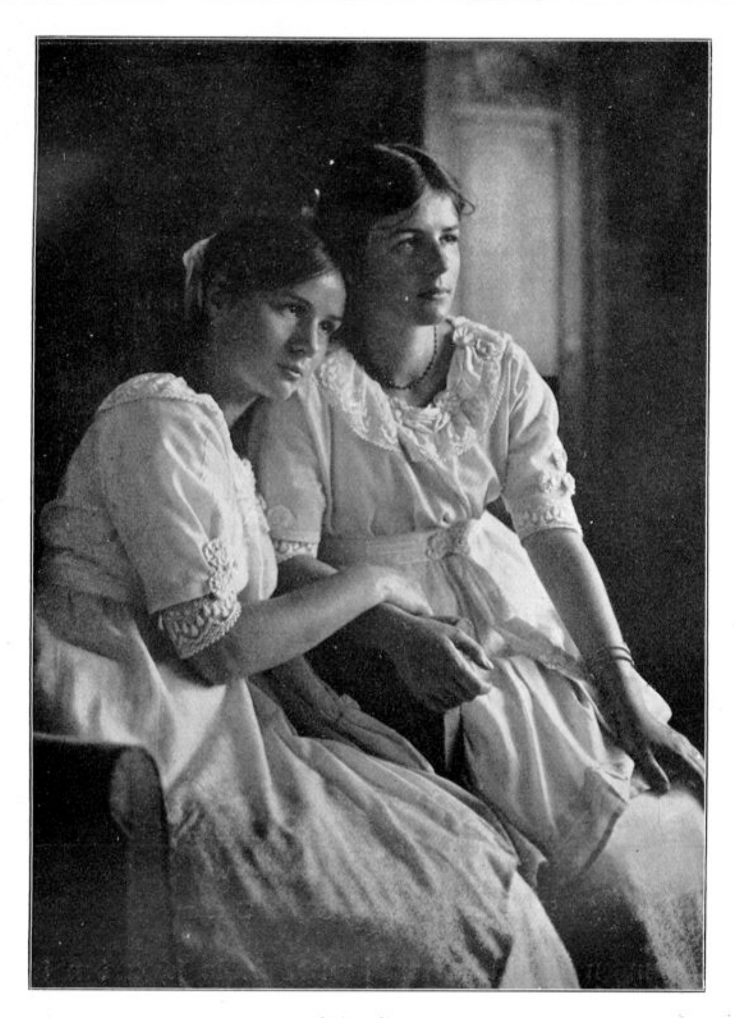
Nach den Gesetzen der geltenden Volkswirtschaft sind solche Erscheinungen, die sich in allen möglichen Formen und auf allen Gebieten wiederholen, wenngleich nicht in dieser aufreizend krassen Weise, vollkommen gerechtfertigt als die Wirkung von Angebot und Nachfrage, der auch die Arbeiterschaft unterstellt ist. Die Anhänger dieser Volkswirtschaft sind zwar geneigt zu glauben, daß auch diese Arbeitspreise zu hoch für das wirtschaftliche Gedeihen eines Landes sind, indem sie Japan als Beispiel herbeiziehen, wo angeblich noch viel geringere Löhne gezahlt und daraus die großartigen Fortschritte und Leistungen des japanischen Kunstgewerbes erklärlich werden. Es würde nicht die Mühe lohnen, derartige Meinungen, so verbreitet sie sein mögen, zu widerlegen, wenn nicht das Beispiel Japans gerade den Beweis jener echten Volkswirtschaft, die auf die Qualität der Leistung und wahrhafte Volkskultur gegründet ist, darböte, die ich unserer herrschenden, nur uneigentlich genannten Volkswirtschaft entgegensetzen möchte.

Jede Wirtschaftsreform, die auf dem schöpferischen und wertbildenden Talent der Menschheit fußt, und in den erwähnten Beispielen bis in die gotische Städtekultur hinein und in Europa später noch einmal vorübergehend unter dem französischen Finanzminister Turgot eine wenn auch nur annähernde Verwirklichung gefunden hatte, würde die Wirkungen von Angebot und Nachfrage ohne tragische Konsequenzen ertragen und die dadurch



Herrenbildnis
Photographie von H. Götz in Breslau

bedingten Preisschwankungen in einer Form ausgleichen, die für die wirtschaftliche Lage des Einzelnen und der Gesamtheit niemals bedrohlich erscheinen könnte. Angenommen, daß die Kollektivarbeit der Menschheit über allen Bedarf hinaus so produktiv geworden ist, daß das Sinken der Nachfrage ein Sinken der Arbeitspreise tief unter das herkömmliche Maß verursacht. Was tut's, daß die Verkaufspreise so gering sind, wenn zugleich die Einkaufspreise infolge der Ueberfülle an Gebrauchsdingen sich in der gleichen Preislage bewegen? Wenn also Reinlichkeit, Schönheit des Wohnens, genügend Nahrungsmittel fast so selbstverständlich und so billig geworden, wie Luft und Wasser? Ist es alsdann nicht ein umso herrlicheres Dasein, wenn die äußeren Sorgen, auf ein Minimum reduziert, die Kräfte freilassen zur freudigen Entfaltung aller höheren Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, wenngleich ihr Marktpreis der allgemeinen Lage nach ein geringer ist. Unsere Volkswirte, die alle Anstrengungen der Arbeit erst in dem Marktpreise berechtigt sehen, in dem Austausch in barem, können allerdings nicht begreifen, daß unter solchen Umständen eine Arbeit, die aus Liebe zur Arbeit getan wird, darin schon den letzten Lohn gewährt und mit dieser Voraussetzung die höchste Vollendung erreichen kann, die unter dem äußeren Zwang der Not selten erreichbar ist. In dieser glücklichen Lage befindet sich besonders Japan, das vermöge seiner hochentwickelten Leistungen auf dem Weltmarkt die erste Stelle behauptete, was als weiterer Hinweis dienen kann, daß der dauernde Erfolg nur durch die Qualität erreichbar ist. Daß für solche Leistungen Arbeitspreise gezahlt werden, deren Geringfügigkeit in Europa ein Lächeln erregt, gibt in Anbetracht der zu Grunde liegenden, wahrhaft volkstümlichen Wirtschaftspolitik keinen Anlaß zur Bedenklichkeit. Dort werden der Hauptsache nach die produktiven Kräfte ausgetauscht, und das einzig unproduktive Tauschmittel, das in der europäischen Volkswirtschaft eine drückende Tyrannei ausübt, hat dort nicht die erste Geltung. Die Arbeit geschieht unter solchen Verhältnissen in erster Linie der Arbeit wegen, der Freude und der Schönheit, und der allgemeinen, sowie der persönlichen Nützlichkeit zu Liebe, die sie gewährt; erst in zweiter Linie wegen des Entgeltes. Vom Geldstandpunkt mag ein solches Dasein der Schaffenden arm



Schwestern
Photographie von H. Götz in Breslau

erscheinen; und doch ist es eine Armut, die keine Schmach und keine Sorgenlast kennt, die heiter ist und die an allen Menschengütern teil hat, weil sie verinnerlicht, die Kräfte zu fruchtbringender und freudiger Tätigkeit entfaltet, und unablässig äußere Werte und Reichtümer schafft zum Gebrauch der Gesamtheit. Es ist die richtige Form, in der jene beleidigende Armut, die wir Europäer vor Augen haben, unmöglich gemacht ist.

Allein unsere Volkswirtschaft läßt das nicht zu. Sie ist eigentlich keine Volkswirtschaft, sondern eine Handelswirtschaft, trotz aller angeblichen Gewerbeförderungen, Kunstförderungen und ähnlicher fruchtloser Wohltätigkeitsakte. Sie ist ein ausgesprochenes Merkantilsystem, das die Produktion unter der alle Ehrlichkeit und Solidität unterjochenden Devise des Geldmachens beherrscht und immer nur darauf hinausläuft, produktive Arbeitskraft zu mißbrauchen und unproduktiven Tauschwert, nämlich Geld, dafür zu gewinnen. Das gewonnene Geld hat nicht, wie man erwarten dürfte, die Bestimmung, der mißbrauchten Arbeitskraft zugeführt zu werden, daß sie sich von ihren Schäden erhole, und zu gutem Gebrauch aufraffe, sondern es wird in der Regel dazu verwendet, den Mißbrauch in noch größerem Maßstabe zu treiben und die Schäden unheilbar zu vergrößern. Die Latifundienbesitzer von Andalusien denken nicht im Entferntesten daran, ihren ausgebeuteten und verhungerten Bauern auch nur einen Teil des Ertrages von „Spaniens Wundergarten“ in irgend welcher Form zurückfließen zu lassen; ihre Bedürfnisse in London, Paris, Rom und Neapel gestatten ihnen augenscheinlich solchen Luxus nicht. Ebensowenig würden sich die französischen Glasfabrikanten bestimmen lassen, auf den Menschenhandel zu verzichten, der ihnen alljährlich ganze Herden italienischer Knaben zuführt, die, bei den Oefen verwendet, nach wenigen Jahren der Hitze bei den Schmelz-



Am Fenster
Photographie von H. Götz in Breslau

öfen und den Entbehrungen erliegen, die ihnen die mörderische Gewinnsucht der sogenannten Padroni, ihrer Sklavenhalter, auferlegt. Der Fabrikant erklärt, auf die Kinder nicht verzichten zu können, wegen der Konkurrenz, weil die widerstandsfähigeren erwachsenen Leute zu teuer zu stehen kommen. Warum also arbeitet er, wenn ihm die Arbeitskraft zu teuer und die Konkurrenz zu stark ist? Könnte er von seinem Gelde nicht ruhig leben und Gutes tun? O ja, aber er arbeitet eines kostspieligen Sportes wegen, nämlich um mit seinem Gelde als Einsatz wieder Geld zu machen, was es auch kosten möge, und wieviele junge Menschen auch, die produktiveres leisten könnten, diesem Sport zuliebe in den Tod gehen müssen. Wegen der Pflege der Jungen verweist er auf den Staat, der sich darum kümmern müsse. Und der Staat? Er treibt ja die Volkswirtschaft in diesem Stile, und seine Aufgabe ist es, Handel und Industrie zu schützen. Solche Erscheinungen in allen möglichen Abstufungen sind durchaus gesetzmäßig in einem Wirtschaftssystem, das die menschliche Leistungsfähigkeit nicht mehr als eigentliche Wertquelle, sondern als Produktionsmittel betrachtet, das man erwirbt wie einen elektrischen Strom oder eine Wasserkraft und durch forzierte Ausschindung zu quantitativer Mehrleistung zu steigern sucht, wie man die Volts und Pferdekräfte von Wasser und Elektrizität zu mehren strebt.

Ich habe einen etwas gezwungenen, aber dafür umso aussichtsreicheren Weg gewählt, um den ersten Gipfelpunkt meiner Gedankenkette zu erreichen, und durch den gewonnenen Ueberblick die einfache Feststellung zu ermöglichen, daß die Menschen solange glücklich waren und ein reiches und edles Kulturbild darboten, als die wertbildende Tätigkeit des Menschen im Mittelpunkte der Sorgfalt stand, und Wert und Preis der Güter von der der zeitgemäßen Kulturhöhe angemessenen Entschädigung des Arbeitenden bestimmt waren, in



Im Grünen
Photographie von H. Götz in Breslau

einer Zeit also, da die Lebensmittel im Preise niedrig und die persönliche Arbeit noch hoch im Kurse standen, oder doch in solchem Verhältnis, daß der angemessene Unterhalt ermöglicht war. Das Bild ändert sich in jener Stunde, da die Arbeit nicht mehr ihren Lohn fand, im Preise sank, während die Lebensmittel stiegen, die wertbildende Kraft des Talentes verkannt und vernachlässigt, die produktiven Menschenkräfte im Dienste unproduktiver Geldmacherei oder Geldwirtschaft mißbraucht und zu diesem Zwecke eine sogenannte konkurrenzfähige und täuschende Billigkeit auf Kosten der Arbeitskraft, der Tüchtigkeit, der Solidität und des Talentes angestrebt wurde. Um diese Gegensätze kürzer zu fassen, läßt sich auch sagen, daß das eine Beispiel die Volkswirtschaft der produktiven Kräfte, nämlich der menschlichen Talente, und das andere die Volkswirtschaft der unproduktiven Kräfte, der Untalente, der Schwäche und der Schablonisierung ist, zum Hauptzwecke der Hervorbringung des an sich vollständig unproduktiven Geldes.

Auf eine noch kürzere Formel gebracht, ist hier zu unterscheiden zwischen einer Volkswirtschaft des Volkes, und einer Volkswirtschaft des Handels und der Industrie. In dem einen glücklicheren Falle befinden sich die mehrfach erwähnten Beispiele der älteren Wirtschaftsgeschichte und heute noch Japan, soweit es seinen volkstümlichen Institutionen treu geblieben ist; in dem anderen, trotz einzelner blendender Lichtpunkte ungleich traurigeren Falle aber befindet sich unsere moderne abendländische Kultur unter der Herrschaft des Merkantil- und Industriesystems, das namentlich seit seinem wissenschaftlichen Begründer, Adam Smith, als politisch wirksame Form die Sache einer wahrhaft volkstümlichen und menschlich gerechten Ordnung vollständig an die Wand gedrückt hat. Die Betrachtung dieser herrschenden Wirtschaftspolitik soll in aller Kürze noch auf einige ihrer ungeheuerlichsten und verhängnisvollsten Irrtümer ausgedehnt werden, ehe ich den steilen Weg zu den höheren Warten auf dieser rauhen und stellenweise unergiebigen, aber, wie ich hoffe,



Bildnis
Photographie von H. Götz in Breslau

in ihren Ergebnissen lohnenden Wanderung aufnehme.

Während in jener glücklichen Verfassung, die ich im Auge habe, jeder Bevölkerungszuwachs eine Vermehrung der Wertquellen und daher eine Vergrößerung des nationalen Wohlstandes bedeutete, wird etwa seit der Wende des sechzehnten Jahrhunderts, dem Beginn der heutigen Wirtschaftsverfassung, der Bevölkerungszuwachs,* die Vermehrung der Wertquellen als schwere Verlegenheit empfunden. Seit man aufgehört hat, den Ursprung des Wohlstandes an der ursprünglichen Quelle zu suchen, ward ein stets umfangreicher werdender Teil der Bevölkerung als Last angesehen. England, dem Festland um fünfzig und in mancher Beziehung um hundert Jahre in der Entwicklung im Guten wie im Schlechten und demgemäß auch in der Industrialisierung voraus, prägt zuerst das Wort von der überflüssigen Bevölkerung und entwickelt die Theorie des Bevölkerungsgesetzes,

das nicht die Notwendigkeit der Bevölkerung, sondern vielmehr die Notwendigkeit einer Entvölkerung erörtert. Schon im achtzehnten Jahrhundert sind in England die Arbeitshäuser, die Tretmühlen, Zuchthäuser und ungezählte, aber auch unzulängliche Wohltätigkeitsakte in voller Wirksamkeit, ohne das unheimliche Wachstum des Uebels vermindern zu können. Die Natur hat nach der Meinung der Bevölkerungstheorie für eine bestimmte Menge von Menschen den Tisch gedeckt, für die neu Hinzukommenden ist kein Platz mehr da. „Stehe auf und gehe in den Tod, du bist überzählig," sagt die Natur oder Gott — und die willigen Diener, Armut und Verbrechen, Elend und Laster, Krieg und Pestilenz, führen die unerbittlichen Befehle aus. Diese scheußliche, nach dem Urheber Robert Malthus, einem anglikanischen Geistlichen, Malthusianische Lehre benannte Theorie wurzelt in dem Hauptsatz, daß „die Bevölkerung die Tendenz hat, sich schneller zu vermehren als die Nahrung."

Wenn das wahr ist, dann bin ich vollständig geschlagen. Dann ist der Glaube an den Menschen als der wahren Wertquelle ein Aberglaube, und ich und alle, deren Ueberzeugung es ist, daß „es keinen Reichtum gibt, der nicht zugleich Leben ist, — Leben einschließlich der Macht der Liebe, der Freudigkeit und der Begeisterung," sind als Irrlehrer und Ketzer gebrandmarkt. Aber es ist eben nicht wahr. Es ist die scheinheilige Lüge einer fälschlich genannten Volkswirtschaft, die eine Wirtschaft der Erpressung und des Eigennutzes ist, und die heraufbeschworenen Schäden zur größeren Hälfte der Schuld in dem albernen Gleichnis vom gedeckten Tisch Gott und Natur zuschiebt. In Wahrheit ist es der Mensch, der als Gott und Natur den Tisch deckt, und der, je reichlicher er auftritt, desto reichlicher den Tisch deckt. Nur befinden sich in seinen Reihen eine Anzahl Betrüger, die die Gedecke der anderen für sich in Anspruch nehmen, und deshalb geht ein großer Teil leer aus. Der gleißnerischen Bevölkerungstheorie ist die Statistik entgegen zu halten, der zufolge nach Professor Delbrück im heutigen Deutschen Reich z. B. die Bevölkerung sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ungefähr verdoppelt, die landwirtschaftliche Produktion aber im Pflanzenbau sich vervierfacht hat. Die Bestätigung meiner Werttheorie läßt sich auch durch Zählungen auf dem Gebiete der Tierproduktion im gleichen günstigen Umfange erbringen, und wer ein Interesse daran hat, mag die Untersuchung auf alle Wirtschaftszweige ausdehnen, um die unverhältnismäßige Steigerung des Gütervorrates festzustellen, die nichtsdestoweniger für ausgedehnte Kreise eine fortgesteigerte Entbehrung schafft.

Ueberall läßt sich feststellen, daß die vermehrte Bevölkerung eine ungleich vermehrte Gütermenge hervorbringt, und daß, wenn Robert Malthus behauptet, die Menschen wüchsen in geometrischer Reihe wie 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64, und die Nahrungsmittel nur in arithmetrischer Reihe, wie 1 : 2 : 3 : 4 : 5 : 6 : 7, das gerade Gegenteil davon wahr ist; daß sich vielmehr das Wachstum der Menschen zur Hervorbringung der Lebensgüter wie die arithmetische Reihe zur geometrischen verhält. Daß trotzdem die größere Hälfte der Menschheit, wenigstens soweit die moderne abendländische Kultur reicht, von der reich gedeckten Tafel ausgeschlossen ist, ist nicht so sehr Sache Gottes oder der Natur, sondern des Teufels, das heißt jener Betrüger und Diebe am Tische des Herrn, die alle Gedecke, die von den anderen aufgetragen wurden, vorweg nehmen und die leer Ausgehenden, die Armen, nicht mit den Brosamen von dem Tische des Reichen, sondern mit „den Brosamen von der Hunde Tische" füttern und diese Art Tätigkeit im Namen des Volkes unter dem schönen Worte „Volkswirtschaft" zur Sache der Politik, des Gesetzes und des Glaubens erheben.

Wie schließlich die Streitsache der Vergewaltiger zur Glaubenssache, und die Gewaltsache zur Rechtssache wird, so wird ihre Meinung zum Beweis, zur Theorie und zur Wissenschaft. Nun gewinnt es fast den Anschein, als wäre kein Entrinnen mehr vor dem Massenelend und der aufwachsenden Barbarei und Verkommenheit, wo die Menschheit durch die sogenannten Kulturfortschritte hingedrängt wird. Nach Malthus ist es unvermeidlich, und der alte Ricardo, von denselben falschen Voraussetzungen ausgehend, gründet darauf seine Lehre vom „natürlichen Lohnsatz", die Lassalle mit schlauem Advokatenkniff zum „ehernen Lohngesetz" umformt, „wonach der Lohn sich nie dauernd über das Existenzminimum erheben kann." So ist unter allen Umständen das, was dem Arbeiter Unterhalt gewährt, der „natürliche Lohnsatz".

Welchen Unterhalt aber, muß man fragen, hat der „natürliche Lohnsatz" den hungergefolterten Bauern im „Wundergarten Spaniens" gewährt? Und wie müßte der natürliche Unterhalt in der „Kornkammer Andalusiens" aussehen, wenn es nicht nach Ricardos „natürlichem Lohnsatz", sondern nach den Satzungen der Natur ginge? Wie ist der „Unterhalt" beschaffen, von dem die

Bläserjungen in den französischen Glasfabriken, die Auswanderer in den amerikanischen Minen, der größte Teil des großstädtischen Proletariats zu erzählen weiß? Das Wie des Unterhalts, eine sehr wichtige Frage, von der die Entscheidung über den „natürlichen Lohnsatz“ abhängen müßte, erfährt in den Theorien dieser Wirtschaftsverfassung keine Feststellung. Und doch müßte die Volkswirtschaft von hier ihren Ausgang nehmen, wie in allen Zeiten, da die Wahrheit auch praktisch galt, „daß es keinen Reichtum gibt, der nicht Leben ist.“ Die Beute des Jägers auf der Urstufe war sein natürlicher Lohnsatz, und der natürliche Lohnsatz war immer jener, der einen angemessenen Unterhalt gewährte nach Maßgabe der allgemeinen Kulturhöhe der Zeit, eine einfache und alte Wahrheit, die im Kerne jeder echten Volkswirtschaft steckt, und die seit Beginn unserer heutigen Wirtschaftsordnung auf dem Kopfe steht. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage.“

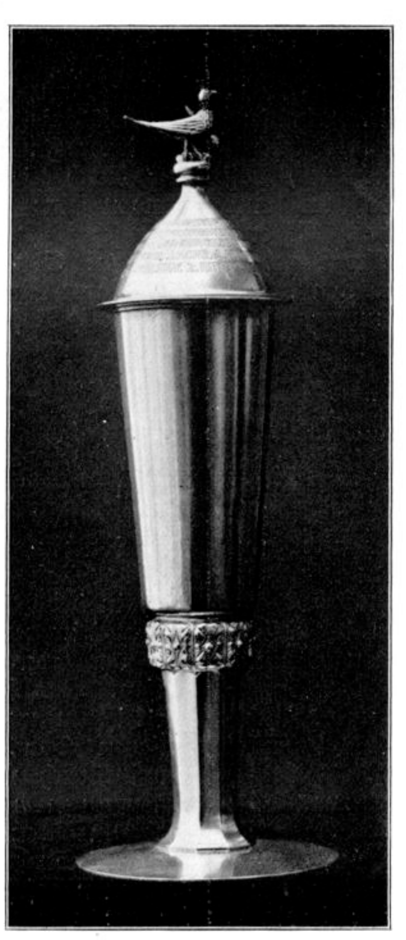
Die Wunden des tausendfach getretenen und geketteten Lebens zu stillen, ist der Geist der Philantropie geschäftig. In Wahrheit ist die Philantropie nicht nur ein Betrug an der Gerechtigkeit, sondern sie ist eine Schmach für die Menschheit. Almosengeben und Almosennehmen ist im gleichen Maße beschämend. Es ist bezeichnend, daß für den behäbigen Bürger Wohltun eine ethische Bedeutung gewonnen hat. Es entlastet sein Gewissen. „Es muß Arme geben, sonst täte Niemand arbeiten wollen“, der Gedanke flößt ihm Mitleid ein und zugleich Trost. Je nun, der alte Thümmel hat Recht: „Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff.“ „Es muß Arme geben, sonst täte Niemand arbeiten wollen.“ Um Gotteswillen! geht denn die Frage bloß um die Armut, und sind es nicht ganz andere Dinge, die uns in Atem halten müßten? Dieses Wohltun hat nicht nur ethische Bedeutung in den Augen derer gewonnen, die Wohltätigkeitsbälle und Bazare, Frühlingsfeste und Maikorsi mit philantropischem Hintergrund arrangieren oder um die Errichtung und Vermehrung der Besserungsanstalten, Zwangsarbeits- und Zuchthäuser bemüht sind, kurz: Wohltun bedeutet noch mehr. Es trägt auch Zinsen. „Habe ich nichts für meine Arbeiter getan?“ rühmt sich der philantropische Fabrikant. „Habe ich ihnen nicht Arbeiterhäuser gebaut, einen Konsumverein gegründet, eine Alters- und Krankenversicherung geschaffen?“ Allerdings, das hat er getan. Aber es sind seine Waren, die er im Konsumverein zu guten Preisen verkauft, die Arbeiterhäuser, die er vermietet, sind wahre Hundelöcher, die Beiträge für die Alters- und Krankenversicherung werden von den Löhnen abgezogen, und, genau genommen, hat er bei der ganzen Philantropie ein recht gutes Geschäft gemacht.

Ja, was soll denn noch mehr geschehen, um alles in der Welt! Hier empören sich die philantropischen Herzen. Ist es nicht ein gemeingefährlicher, staatsverbrecherischer Gedanke, was da mit dem „angemessenen Unterhalt im Verhältnis zu den Kulturgütern der jeweiligen Gegenwart“ gemeint ist? Würde die rohe, unkultivierte Masse nicht schändlichen Mißbrauch mit den Kulturgütern treiben, wenn sie plötzlich in deren Besitz gelangen könnte? Ist es nicht gerade ihre Roheit, ihre Blödigkeit, die Niedrigkeit ihrer Instinkte, die sie von dem reinlich gedeckten Tische ausschließen? Sind denn diese Menschen mit dem schwer begreifenden Geiste, den schlechten Gewohnheiten und den von der Last gekrümmten oder von Entbehrungen ausgemergelten Leibern überhaupt imstande, die Erzeugnisse der feinsten Kultur, die Leistungen des Genies zu begreifen und zu genießen?

Gut denn; aber ich darf fragen, von wo ihre Blödigkeit, ihre Roheit und die Niedrigkeit ihrer Instinkte herkommen? Sie können nur durch Vererbung oder Erziehung entstanden sein; da aber auch vererbte schlechte Eigenschaft auf einen Erziehungsfehler einer früheren Generation zurückzuführen ist, so bleibt nur eine Quelle des Uebels übrig. Wenn also Roheit und Niedrigkeit der Instinkte Erziehungsprodukte sind, und alle Erziehung in die Hand der Menschen gegeben ist, so muß es möglich sein, die allgemeine Gesittung, die allgemeine Entwicklung des Talentes zum Schaffen und Genießen als Erziehungsprodukt zu ermöglichen. Nicht so sehr kommt es darauf an, daß alle Menschen zum Reichtum befähigt werden; daß sie das höchste Maß von Freiheit und Schönheit auch in der bescheidensten Hütte verwirklichen und auch im geringsten, das sie tun, die Schönheit der Erde und des Lebens vermehren helfen. Das Talent dazu, o, das Talent im Volk ist ungemessen. Wer je die Kinder der unteren Stände behorcht hat, wer je die unwillkürlichen und unterdrückten Talentbezeugungen der Schul- und Lehrlingsjugend wahrzunehmen vermochte, der hat einen unabsehbaren Strom von Reichtum im Nebelgrau verrinnen gesehen. Und dann darf ich weiter fragen: wie erfüllen denn die sogenannten Stützen der Gesellschaft, Adel und Bürgertum, als Hüter und Vermehrer der Kultur ihre Aufgabe?

Wenn ich schon davon absehe, daß der menschenunwürdige Zustand einer großen Bevölkerungsschicht als schwerstes Kulturversäumnis ihrer Verantwortlichkeit zur Last fällt, wie werden sie, muß ich fragen, dem trotz aller Widrigkeit aufstrebenden Talent und seinem höchsten Ausdruck, nämlich der Kunst, gerecht? Wie hat das Bürgertum seine Aufgabe der Kunst gegenüber erfüllt? Das Bürgertum tut sein Höchstes in der Nachäffung des Adels. Seit Molières Bourgeois Gentilhomme ist es sein Ziel, es dem Vorbild gleichzutun. Jourdain übte sich in Prosa, aber auch in Poesie. Der Adel hat seine historische Kulturmission erfüllt. Der Kunst von heute gegenüber sind Hof und Adel vollkommen steril. Hof und Adel geben höchstens in der Jagdpflege ein Vorbild, keineswegs in der Kunstpflege. Das nachäffende Bürgertum tut es ihnen gleich; die Jourdain's von heute begnügen sich mit der Prosa allein. Das heutige Bürgertum hat seine Pflichten dem Talent und der Kunst gegenüber total vernachlässigt; sein Vermögen zu repräsentieren, dient das Automobil mit der höchsten Zahl von Pferdekräften, die Größe der Brillanten, mit denen sie ihre Frauen behängen, lauter Dinge, die mit der Kultur, mit der Pflege des Talentes und der Kunst in keiner Beziehung stehen. Soll das Talent als Wertquelle erkannt, der Kultur und Vervollkommnung dienstbar gemacht werden, dann darf die wichtige Funktion des gesteigerten und geläuterten Bedürfnisses, die heute auf allen Linien versagt, nicht fehlen.

Der Mensch ist Anfang und Ende aller Dinge. Hervorbringen und Verbrauchen stehen im engen Zusammenhang, eins hat nur Sinn durch das andere. Um das andere kennen zu lernen, führt unser Weg bergan, zu einem der nächsten höheren Gipfelpunkte, dem der Fähigkeit des Genießens.



Silberner Pokal der Schützengilde in Oels, entworfen von Sigfried Haertel, ausgeführt von Tillmann Schmitz in Breslau

Siehe Seite 421

Die Riesengebirgs-Glas-Industrie im Hausfleißvereins-Gebäude in Warmbrunn

Von Direktor R. Kieser in Dessau*)

Der kunstliebende Besucher des Hausfleißvereins-Gebäudes in Warmbrunn wird angenehm berührt sein, wenn er bei seinem Eintritt in die Räume die äußerst reichhaltige Ausstellung vornehmer und gediegener Hohlgläser sieht. Selten hat aber auch eine Ausstellung, die eine industrielle Volkskunst zur Schau bringt, eine gleich hochstehende Kollektion von künstlerisch veredelten Hohlgläsern aufzuweisen.

Wer diese Riesengebirgs-Gläser würdigen will, wird nicht ungern von der sehr interessanten geschichtlichen Entwickelung der Riesengebirgs-Glas-Industrie Einiges hören.

Die Glas-Industrie des Riesengebirges führt ihre Anfänge zurück bis in das 14. Jahrhundert, wo im Weichbilde des heutigen Schreiberhau die erste Schlesische Glashütte, welche Hohlgläser herstellte, gegründet wurde. Das an Naturschönheiten so reiche Zacken-Tal vereinigt alle Bedingungen, welche für die Glas-Industrie erforderlich sind. Das weiße reine Arsen wird im Landeshuter Kamm gewonnen, und das nahe Iser-Gebirge liefert den für die Rohglas-Macherei nötigen reinen, weißen Quarzsand. Das reichlich benötigte Holz aber lieferten die umliegenden Wälder in großer Menge. Nimmt man noch hinzu, daß eine geistig regsame Bevölkerung für die Glasveredelung, d. h. Schliff, Schnitt und Malerei besonders befähigt war, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Hohlglas-Industrie im Riesengebirge für Jahrhunderte hinaus festen Fuß faßte und sich auf eine rühmliche Höhe hinauf entwickeln konnte.

Wahrscheinlich ist es, daß Arsenik schon zu jenen frühen Zeiten aus dem Riesengebirge nach Murano bei Venedig, das im Mittelalter ja schon einen bedeutenden Ruf für die Herstellung von Ziergläsern hatte, ausgeführt wurde. Vielleicht sind auch die Kenntnisse des Glasmachens von dort her ins Riesengebirge, wenn auch nicht direkt eingedrungen. Die Geschichte meldet, daß Italiener (Walen) das Riesengebirge nach Erzen und Edelsteinen durchstreiften und sicherlich auch das schöne Material für die Glasmacherei nicht unbeachtet ließen. Leider wird der Name des Besitzers der ersten Glashütte in den geschichtlichen Aufzeichnungen nicht genannt.

Wir wissen nur, daß die erste Glashütte 1368 das erste Mal und 1371 das zweite Mal verkauft wurde und daß sie wiederholt ihren Standort wechselte, je nachdem der umgebende Wald abgeholzt war. Das ausgezeichnete Material, das in reicher Menge in nächster Nähe beschafft werden konnte, ergab ein gutes reines Glas, das auch bald in der Handelswelt hoch geschätzt wurde. Besonders böhmische Glashändler, unter denen ein gewisser Kreyling eine besondere Rolle gespielt hat, vertrieben die Riesengebirgsgläser nicht nur in Böhmen, sondern auch in Sachsen, Brandenburg und Pommern. Sehr gerühmt wird das gute weiße Glas, welches sich zur Glas-Veredelung besonders eignet. Dieses kostbare Material hat schon früh den Ziersinn des Riesengebirglers geweckt, sodaß bereits im 17. Jahrhundert von einem eingewanderten Böhmen — Wolfgang Preußler — der Glasveredelung eine feste Basis für ihre Weiter-Entwickelung geschaffen werden konnte. Dieser in der böhmischen Glas-Industrie rühmlichst bekannte Fachmann wußte den Grafen Hans Ulrich Schaffgotsch zu bewegen, eine neue Hütte auf Schreiberhauer Gebiet gegen Erbzins zu bauen.

Sein nächster Schritt war dann die Organisation der glasveredelnden Kräfte und ihre systematische Schulung für eine künstlerische Betätigung. Er und seine nächsten Nachkommen hielten die Glas-Industrie bis weit in das 18. Jahrhundert hinein auf der Höhe. Ganz vorzüglich stellten die Preußlerschen Hütten das reine weiße Kreide-Glas her, und ein besonderer Stolz Preußlers war sein selten gutes Rubinglas, das er in leuchtender Farbenreinheit erzielte; ebenso begründete das Porzellanglas seinen und der Schreiberhauer Hütte Ruhm.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts veranlaßten verschiedene Umstände einen starken Rückgang der Glasindustrie im Riesengebirge. Friedrich der Große verbot im Interesse der Jagd die willkürliche Benutzung der Waldungen und die Anlage neuer Hütten. Krieg und politische Maßregeln trugen zu dem Niedergang ein Uebriges bei. Der empfindlichste Schlag aber traf die Preußlersche Hütte, als die Herrschaft Schaffgotsch veranlaßte, daß sie ihren Standort mehr nach der böhmischen Seite

*) Siehe Schlesien VI, 245.

ihn zu verlegen habe. Herausgerissen aus dem Kreise der Glasveredler und Händler entstand nun drei Stunden weiter hinauf die Karlstaler Hütte, zu der schlechte Wege führten, die den Transport von Material und Lebensmitteln ganz erheblich erschwerten. Die Folge war, daß die Hütte in den Verruf einer unpünktlichen Lieferantin kam, und so der Betrieb mehr und mehr zurückging.

Die böhmischen Hütten, welche inzwischen ihre Einrichtung sehr verbessert hatten, machten mit ihren billigen Glaswaren obendrein noch eine große Konkurrenz. Auch die Geschicklichkeit der böhmischen Glasarbeiter war der der einheimischen überlegen.

So wird gesagt, daß das Material zwar viel besser als das böhmische sei, aber trotzdem dem schlesischen Glas nachstünde, weil die Lässigkeit der Arbeiter das richtige Verhältnis in der Mischung das Masse vereitele. Dieser Rückgang dauerte bis etwa 1845. Die Hütten in Karlstal und Hoffmannstal wurden von dem letzten Sproß der Familie Preußler geführt. Es wird ihm nachgerühmt, daß er ein kluger, rühriger und für die Hebung der Glas-Industrie begeisterter Mann gewesen sei. Seine Vorschläge zur Hebung der Glas-Industrie gingen dahin, die Glasveredelung in eine Hand zu legen, Messen und Märkte zu beschicken und Reisende mit Mustern in die Welt hinaus zu senden, Magazine mit guten mustergültigen Gläsern einzurichten, Schleifmühlen zu bauen, und eine Schule für Glasveredelung zu schaffen. War es ihm auch nicht gelungen, alle diese Vorschläge auszuführen, so gründete er doch 1830 eine Zeichenschule. Bei seinem 1848 erfolgten Tode hatte er noch die Freude, zu sehen, wie sein Schwiegersohn Franz Pohl seine Pläne mit Erfolg in die Tat umsetzte. Unter dem gut vorgebildeten Pohl hob sich die Glas-Industrie wieder ganz bedeutend, ja er verschaffte ihren Erzeugnissen sogar einen Weltruf. Er verstand es vortrefflich, das Interesse des Grafen Leopold Schaffgotsch für seine Bestrebungen wach zu halten und so wurde ihm im Jahre 1841 auch der Bau der heutigen Josefinenhütte übertragen. Schon im nächsten Jahr wurde die Hütte in Betrieb gesetzt und war lange Zeit das bedeutendste Unternehmen Preußens, das sich mit der Veredelung des Glases befaßte. In seiner 50 jährigen Wirksamkeit führte er, besonders durch seine Erfindungen, zu denen auch die Wiederherstellung des Netz- oder retikulierten Glases, des Millefiori-Glases und des Glas-Mosaiks gehörten, für die Riesengebirgs-Industrie eine neue Zeit herauf. Mit diesen Erfindungen verband er kaufmännisches Geschick und so überflügelte er bald die für unerreichbar gehaltenen böhmischen Hütten, aber auch den französischen und englischen Spezialfabriken für Hohlgläser machte er empfindliche Konkurrenz. Nach seinem Tode folgte ihm sein gleichnamiger Sohn in der Leitung der Josefinenhütte, die er im Geiste seines Vaters weiter führte. Seinen Versuchen soll die Wiederherstellung des Rubinglases zu danken sein.

Ist die letzte Epoche der Geschichte der Glas-Industrie mit der Entwickelung der Schreiberhauer Hütte unzertrennbar verbunden, so nimmt die Geschichte der neuesten Zeit auch andere beachtenswerte Betriebe, zunächst die Heckertsche Hütte in Petersdorf in den Kreis ihrer Aufzeichnungen auf. Ebenso dürfen wir nicht vorüber gehen an den Spezialbetrieben, die sich insbesondere mit dem feinen und kunstvollen Glasschliff befassen, wie z. B. die Firmen Neumann und Stäbe in Hermsdorf und Klose in Warmbrunn, der den Schliff allerdings erst in letzter Zeit mit Erfolg aufnahm, wogegen er bereits früher die Glasmalerei mit Geschick betrieb. Ebenso sind noch eine Anzahl kleiner Glasschleifer und Malereibetriebe in den letzten Jahrzehnten entstanden, die noch Erwähnung finden sollen bei unserem Rundgange durch die Abteilung des Hausfleiß-Gebäudes. Soweit diese Vertreter der Riesengebirgs-Industrie nicht im Gebäude vertreten sind, ist eine Nichtnennung ihrer Firmen dem Verfasser wohl zu verzeihen.

(Fortsetzung folgt)



Neue Siegel

Siehe Seite 421



Von Nah und Fern

Unsere Beilagen und Bilder

Die vier Beilagen und der größte Teil der Bilder dieses Heftes zeigen vortrefflich gelungene photographische Aufnahmen von Heinrich Götz in Breslau, dem Inhaber der Firma Ed. von Delden. So vielseitig äußerlich und so vielseitig in ihren Vorzügen sie auch sind, geben sie insgesamt doch noch keine vollständige Vorstellung von dem sicheren Können des bei seinen Fachgenossen sich eines außerordentlich guten Rufes erfreuenden Photographen. Es fehlt nämlich zufällig ein Zeugnis für seine eigentlichste Domäne, die Architekturphotographie. Außenarchitekturen aber, wie Innenräume, haben wir früher schon öfter von ihm gebracht, wenn auch mehr der Darstellung wegen, denn als Beweise photographischer Leistungsfähigkeit. Wir sehen also hier nur Porträts und Landschaften. Letztere sind mit einem guten Blick für malerische Bildwirkung und feiner Empfindung für poetische Stimmungswerte aufgenommen. Die Bildnisse, Einzelbildnisse und sehr geschickt, dabei ungezwungen komponierte Gruppen, zeigen dasselbe Verständnis für Bildausschnitt und Raumfüllung und überraschen durch die abwechslungsreiche Behandlung der Lichtzufuhr und Lichtverteilung, die ein bei unseren Photographen leider selten anzutreffendes künstlerisches Feingefühl verraten. Und alle Wirkungen sind ohne künstliche Nachhilfe mit rein photographischen Mitteln erreicht. Die Bilder wollen nicht mehr sein, als sehr gute Photographien. Nirgends merkt man das Hinausspielen auf das Künstlerische, das nur zu oft bei unseren sogenannten Künstlerphotographien zum Gekünstelten wird. Der Photograph ist auch in der klaren und sorglichen Detaillierung Photograph geblieben, aber — und das ist das lobenswerte — ein geschmackvoller und technisch einwandsfreier Photograph.

Silberner Pokal der Oelser Schützengilde

Im 3. Jahrgang unserer Zeitschrift (1910) haben wir auf Beilage Nr. 37 den schönen und originellen alten silbernen Pokal der Oelser Schützengilde abgebildet, der damals als Geschenk des Herrn Rittergutsbesitzers Schottländer in den Besitz des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer überging. Die Gilde, als sie ihn verkaufte, machte sich zur Bedingung, neben dem Kaufpreise einen neuen Pokal dafür zu erhalten. Er wurde aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Stiftungsfonds angeschafft, dem Maler Siegfried Haertel als entwerfendem und dem Goldschmied Tillmann Schmitz, als ausführendem Kunsthandwerker, von der Direktion des Breslauer Kunstgewerbemuseums in Auftrag gegeben. Er ist ein in gutem Sinne modernes schönes Stück geworden, wie die Abbildung auf Seite 418 zeigt. Der Vogel auf der Spitze des Deckels erinnert an den alten, noch gotischen Königsvogel, der in so sonderbarer Weise zu dem Barockpokal verwandt worden war. Der Deckel trägt eine gravierte Inschrift, die glatte Wandung läßt Raum für weitere Inschriften, vornehmlich für die Namen der neuen Schützenkönige.

Neue Siegel

Das Stempelschneiden, das gerade in Schlesien früher künstlerisch gehandhabt wurde, ist heute eine fast vergessene Kunst. Die Siegel der Alten, die wir ob ihrer Schönheit in unsere Museen und Sammlungen begraben, scheinen auf die Gestaltung unserer so zahlreichen modernen Stempel und Siegelmarken gar keinen Einfluß auszuüben. Statt auf die Herstellung ihres Siegels, als eines vielverbreiteten Merkzeichens, besondere Sorgfalt zu verwenden, ist es seitens der Behörden übler Brauch geworden, die Gestaltung mit der Ausführung zusammen der „einschlägigen Stempelfabrik und Gravier-Anstalt“ zu überlassen. Umsomehr ist es zu begrüßen, wenn eine Gemeinde bei Beschaffung eines neuen Siegels von dem bequemen Brauche abweicht und sich ernstlich bemüht, ihrem Siegel eine künstlerische Form zu geben. So tat es die Gemeinde Schmidtsdorf im Kreise Waldenburg. Auf Anregung des Gemeindemitgliedes Verwaltungsdirektors Bertram erhielt die Gemeinde durch Vermittlung des Schlesischen Bundes für Heimatschutz die auf Seite 420 abgebildeten schönen Entwürfe zu einem Gemeinde- und einem Schulsiegel. Die alten Stadtwappen und Wahrzeichen eignen sich ja meist vortrefflich zum Entwurf für gute moderne Siegel, und wo ein Wappen oder besonderes Merkmal nicht vorhanden ist, wird es dem Künstler eine willkommene Aufgabe sein, ein solches zu schaffen. Dem Maler Alfons Niemann, der die Schmidtsdorfer Siegel entwarf, konnte ein Vorwurf nicht gegeben werden; er wählte den Amboß, ein Symbol des Namens und der Entstehung des Ortes. Hoffentlich findet das Vorgehen der kleinen Gemeinde Schmidtsdorf recht zahlreiche Nachahmung. Nicht selten wird sich bei solcher Gelegenheit zeigen, daß auch die Wappen und Marken, die auf den Briefbögen und Akten aufgedruckt sind, wie die Schilder der Amtshäuser, es verdienten, in schöne Form gebracht zu werden.

Personalmuseen

Zu den jüngeren unter den fast zahllosen Arten der gegenwärtig existirenden Museen zählen jene, die sich in den Dienst einer Persönlichkeit stellen, die im Rahmen ihrer Zeit eine hervorragende und bedeutungsvolle Rolle spielte und in der Kräfte und Bestrebungen der Zeit auf irgend einem Gebiete einen hervorragenden Ausdruck fanden, und die man deshalb kurz als Personalmuseen bezeichnen kann. Das älteste dieser in Deutschland entstandenen Personalmuseen ist das Körnermuseum der Stadt Dresden. Der noch nicht lange verstorbene Begründer und Leiter, aus dessen 1862 begonnener Privat-Sammlung es sich entwickelte, war der Hofrat Emil Peschel. Noch kurz vor seinem Tode hat er in der „Museumskunde“, einer fast nur von Fachleuten gelesenen Zeitschrift, diesen eigenartigen Ausdruck des Vergangenheitskultus unserer Zeit behandelt und am Schlusse seiner lesenswerten Abhandlung gruppenweise die bis Ende 1911 bestehenden, ihm bekannt gewordenen Personalmuseen aufgezählt. Die Zahl einzelner Zimmer, die dem Andenken großer Toten gewidmet sind, sind, weil Legion, dabei nicht mit aufgeführt. Es sind im ganzen 104, davon sind 43 in Deutschland, 15 in Oesterreich-Ungarn, 9 in England, je 8 in Rußland und Frankreich, 7 in Italien, 4 in der Schweiz, je 3 in Norwegen und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, 2 in Dänemark, je 1 in den Niederlanden und Belgien.

Von Dichtern haben auf deutschem Boden ein Gedächtnismuseum erhalten: Arndt in Godesberg; Gellert in Hainichen; Paul Gerhardt in Lübben; Goethe in Frankfurt (Goethe-Museum) und Weimar (Goethe-Schiller-Archiv und Goethe-Nationalmuseum); Klaus Groth in Kiel; Hebbel in Wesselburen; H. Heine in Düsseldorf; Kerner in Weinsberg; Klopstock in Quedlinburg; Körner in Dresden; Otto Ludwig in Eichsfeld; Jean Paul in Bayreuth; Fritz Reuter in Stavenhagen und in Eisenach; Scheffel in Säckingen; Schiller in Marbach; Schubert in Aalen (Württemberg) und Wieland in Biberach. Von Musikern haben Personalmuseen: Bach in Eisenach; Beethoven in Bonn; Liszt in Weimar; Schumann in

Zwickau; Richard Wagner in Eisenach und in Graupa bei Dresden; Aug. Wilhelmy in Usingen. An sonstigen Museen sind zu nennen: Das Bismarck-Museum in Schönhausen; Blücher-Museum in Rostock; die Gustav-Adolf-Museen in Lützen und in Erfelden a. Rhein; das Comenius-Museum in Graudenz; das Fichte-Museum in Ramenau; Melanchthon-Museum in Bretten; Friederike-Brion-Museum in Sesenheim; Charlotte-Baff-Museum in Wetzlar; Fugger-Museum in Augsburg; Gabelsberger-Museum in München; Gutenberg-Museum in Mainz; Ludwig-Jahn-Museum in Freiburg a. d. Unstrut; Robert-Meyer-Museum in Heilbronn, Ranke-Museum in Wiehe und das allerdings erst geplante Zeppelin-Museum in Friedrichshafen.

Was Schlesien betrifft, sei Peschel wörtlich zitiert: „Da in unserer Zeit große Männer viel früher zur Unsterblichkeit gelangen als ehedem, erwarb der Fürst von Pleß das Geburtshaus Gerhart Hauptmanns in Bad Salzbrunn, das in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten bleiben und später als Gerhart Hauptmann-Museum dienen soll."

Kunst in Berlin

Frieß und Hölzel. Bei Paul Cassirer waren Bilder von E. Othon Frieß zu sehen. Sie gehören zu dem Besten, was wir bisher von dem jungen Franzosen des Expressionismus gezeigt bekamen. Sie lassen deutlich erkennen, wie diese Neuen, die man der Willkür beschuldete, Fortsetzer der großen französischen Traditionen sind. Es steckt in diesem Frieß genau soviel Monet und Renoir, als von Poussin, Watteau und Cezanne. Zwei Entwicklungslinien, die der sinnlich nervösen Natureroberung und die der abstrakt monumentalen Bilderorganisation, fanden sich nach dem Gesetz einer inneren Wahlverwandtschaft. Frieß hatte garnicht nötig, in der kleinen Selbstbiographie, die dem Katalog seiner Ausstellung voransteht, diesen doppelten Weg seines inneren Werdens aufzudecken. Jedes seiner Bilder zeigt solche Mischung und zugleich deren Glück und Unabwendbarkeit. Es mußte einmal dahin kommen, daß die sprühende Energie, mit der die Lichtäußerungen und all die Beweglichkeit der Natur erobert wurden, sich pathetisch zu einem Siegeschor hob; es mußte einmal auf die Fülle der Eindrücke die Sammlung, auf die lebendige Vielfarbigkeit des Augenblicks die Ruhe des Beharrens folgen. Dieser Vorgang der Umwertung hat sich in der ganzen europäischen Malerei gleichmäßig vollzogen; das beweist, daß er keine Willkür war. Es steht Menschentum dahinter, Sehnsucht und eine heiße Liebe zu der Großheit alter Meister. Daher kommt es auch, daß in all diesen Pathetikern der Form ein Zipfel des Akademischen zu spüren bleibt, und daß nicht minder etwas Nazarenisches, ein Trieb zur Feierlichkeit, deutlich wirkt.

Frieß malt im Norden und Süden Frankreichs, in der Normandie und in der Provence; er malt Häfen, die von Felsen umspannt sind, zerklüftete Schluchten, in denen noch das Grollen von Vulkanen sich zu regen scheint, er malt Landschaften, beseelt von der Süßigkeit arkadischer Spiele, malt Akte, in denen das Strömen der Flüsse und das Atmen der Wiesen sich spiegelt. Mit wenigen, leicht in sich selber bewegten Farbtönen, mit kraftvoll anhebenden und zu sich selber zurücklaufenden Rhythmen sucht Frieß eine Räumlichkeit aus der Natur zu sondern; er will nicht ein Stück der gemeinen Welt zeigen, vielmehr eine eigene, durch Einfachheit starke und durch Konzentration eindringliche Welt gestalten. Dabei bleibt er jedem Schema fern; die Sinnlichkeit des Blutes treibt ihn, was starr werden könnte, sommerhaft zu beleben.

Wie sehr solche Sinnlichkeit über Sein und Nichtsein der Kunst entscheidet, lehren uns die neben Frieß hängenden Bilder von Adolf Hölzel. Das ist ein Deutscher, dem das Dogma vom Stil zu einer Art kalter Leidenschaft wurde. Er möchte die Welt in ein System zwingen. Das bestätigt uns sein Interpret, Doktor Hans Hildebrandt, der bei Cassirer eine reguläre Aesthetik auf Hölzels Zeichnungen aufbaute (glücklicherweise nur vierzig Seiten stark). Hildebrandt schreibt: „Hat Hölzel früher mit Vorliebe das Dreieck zur bestimmenden Hauptform erhoben, so zieht er heute — bestärkt durch Beobachtungen an Werken altdeutscher, vor allem niederrheinischer Künstler und an Gemälden Grecos — die Ellipse vor. Entspricht sie doch auch am besten der Regel, daß im Flächeninnern die Formen der „Sehbewegung" entsprechend kreisähnlich anzuordnen sind." Solch ein Programm muß notwendig die Kunst ertöten; vor lauter Dreiecken und Ellipsen sieht man keine Spur von Leben. Es gibt nichts Gefährlicheres für einen Maler als die Philosophie.

Ein Sucher des Menschlichen. Max Beckmann, ein Dreißigjähriger, ist auf dem Wege, das Menschliche zu suchen. Er tut es als Maler. Er glaubt sich berufen, mit der Farbe die Erlebnisse der Seele, einer modernen, einer skeptischen, von der Not der Welt geängsteten und vor sich selbst erschreckenden Seele, sichtbar zu machen. Es gelingt ihm auch, daß wir, vor seinen Bildern stehend, den Eindruck eines sehnsuchtsvollen, sehr ernsten Pfadpfinders zum Menschlichen empfangen. Nur wissen wir nicht recht, ob das, was wir da im Salon Cassirer vor uns haben, wirklich Malerei im letzten und höchsten Sinne ist.

Ein Manet läßt sich in seinem Eigentlichen nicht erklären; man kann es nur mit den Augen fühlen, was die Größe solcher Kunst ausmacht. Bei Beckmann überwiegt das Psychologische; vor diesem hat man Respekt, vor dem heiligen Eifer, der aus den Geberden der „Auferstehenden" spricht, vor der Kampfeswut, die in der „Amazonenschlacht" tobt, vor dem verzückten Rausch, der bei der „Ausgießung des heiligen Geistes" die Menschen zu Besessenen macht. Man sieht aber sofort, daß das eigentlich Malerische mit dem Flug solcher Absichten nicht ganz zusammengeht. Wenn man sich solch ein Bild zerschnitten vorstellt, so würde man kaum vor dem nichtigsten der Fragmente so erschüttert stehen können, wie das vor einem Fetzen von Manet oder van Gogh oder Leibl ganz selbstverständlich wäre. Und auch was die Kompositionen der vielköpfigen Bilder, das Gegeneinanderstellen der Figuren, das Aufteilen der Fläche betrifft, so wird es uns offenkundig, daß Beckmann noch ein Kämpfender, ein Tastender, zur Hälfte noch ein Gefesselter ist. Der Ueberschwang seiner drängenden Seele hält ihn gefangen.

Dieser Mensch will von sich und seinem Geschlecht immer mehr darstellen, als sein Können ihm gestattet. Er verzeichnet sich, er begeht Mißgriffe in der Farbe, er verwirrt die Gruppen, anstatt sie zu entklären, er ist gewaltsam, anstatt einfach, er ist auch nicht immer selbständig, er erinnert an Delacroix, an Daumier, an Munch, zuweilen auch an die Akademie. Er ist noch längst nicht ausgereift; aber er bleibt trotz aller Hemmungen die auf ihm liegen, eine unserer besten Hoffnungen. Er wird an sein Ziel gelangen, weil er ein Mensch ist, der das Menschliche sucht. Selbst die ziemlich überhitzte Art, mit der der Kunsthandel ihn berühmt machen möchte (über das „Lebenswerk" des Dreißigjährigen ist soeben ein ganzes, wohl etwas verfrühtes Buch erschienen) wird ihm nichts schaden können. Beckmann wird die Synthese zwischen dem Menschen, der sich in ihm gewaltig regt, und dem Maler, als den er sich bestimmt glaubt, zu vollziehen wissen. In zehn Jahren, vielleicht auch erst in zwanzig, werden wir die Erfüllung dessen sehen, was heute am vollkommensten die Bildnisse, die der eigenen Person und die der Menschen, die er liebt, aufzeigen.

Glas und Bronze. Bei Friedmann und Weber sind Glasfenster von Thorn Prikker aufgebaut; sie lassen uns vieles vergessen, was dieser Salon in schlechter Disziplinierung nur allzuoft glaubt unternehmen zu müssen. Die Fenster des Thorn Prikker bringen ihm unsere Absolution. Es ist herrlich, wie der glühende Rhythmus

reiner Farbe aufbraust und mit unaufhaltsamem Wellenschlag seine Musik ins Grenzenlose strömend macht. Die Glasmalerei war durch viele Jahre dahin entartet, daß sie versuchte, das Tafelbild nachzuahmen. Man malte regelrecht mit dem Pinsel und meinte, weil der Bildträger zufällig Glas war, Glasmalerei zu leisten. Man dachte nicht daran, daß jedes Pigment die Durchsichtigkeit der Scheibe trüben müsse; man hatte vergessen, daß die unvergleichlichen Glasmalereien in den alten Kirchen und Rathäusern zu allen klassischen Zeiten aus bunten Gläsern mosaikartig zusammengesetzt worden waren, und daß dabei dem Pinsel nur der Auftrag von Schwarzlot zur Differenzierung der Durchsichtigkeit gestattet wurde. Die Alten malten nicht auf dem Glase, sondern mit dem Glase; auch wenn sie Ueberfanggläser ätzten oder Silbergeld aufschmolzen, so gehorchten sie stets dem Gesetz der Glastechnik. Sie bauten aus Gläsern mit architektonischem Instinkt einen Teppich und nutzten dabei die Bleiruten als logisches, den Rhythmus leitendes Gerüst. Solches Handwerk hat uns Gottfried Heinersdorff wieder erobert und hat es außerdem verstanden, starke Künstler zu begeistern, daß sie ihm Planungen für solche gläserne Architektonik ersannen. So hat er mit Pechstein, Peter Behrens, Endell gearbeitet und hat nun Thorn Prikker gewonnen. Dieser ist ein Mystiker, der aus Holland kam, ein knorriger Phantast, ein träumender Mathematiker. Er ist einer von jenen eigenwilligen Helden, in denen das gotische Element als deutsche Innerlichkeit wieder zum Ausbruch kommt. Ein erster Blick auf seine Fenster befremdet, verwirrt vielleicht; man sieht die mächtigen Bleie und ein jähes Aufbrennen, ein Durcheinanderstürzen von berstenden und geschlitzten Farbblöcken. Bald aber klärt sich das fanfarende Chaos; es kristallisieren sich Figuren, es webt ein Lichtgobelin zusammen, es entrollen sich Klangreihen wie aus einer überirdischen Orgel.

Im Kunstgewerbemuseum ist eine sehr interessante Ausstellung von Werken des Bronze- und Messinggusses hergerichtet. Es wurden nur Berliner Firmen berücksichtigt; man darf sagen, daß deren Arbeiten den Beweis erbrachten, führend zu sein und selbst den raffinierten Güssen der Franzosen Krieg ansagen zu dürfen. Freilich, es finden sich noch Gießereien, die das Eigentliche des Gußhandwerkes, die Individualisierung des Technischen nicht recht begriffen. Deren Produkte wirken schematisch; sie kränken einen dadurch, daß man dauernd an die Auflageziffer und an die Möglichkeit der mechanischen Wiederholung denken muß. Es gibt andere Unzulänglichkeiten, die noch härter treffen. So, wenn ein mehr als Meter hohes Taufgerät, das man zentnerschwer glaubt, durch ein bloßes Anrühren mit dem Finger ins Wanken gerät. Indessen, man kann solchen Mangel an Qualität vergessen, wenn die entzückenden Güsse von Hermann Noack nach Modellen von Gaul, Kolbe, Amberg den Sinnen einen sprühenden Reiz bescheren. Man hat vor diesen kleinen Bronzen durchaus den Eindruck, als ob der Gießer dem Künstler nicht nur ein Kopist, sondern ein Gesell gewesen ist, ganz in der Art, wie Cellini sich selber solch ein Gesell war. Aehnlich steht es nun um die Qualitätsarbeit, bei den Beleuchtungskörpern und den übrigen Geräten. Ja, hier möchte man zuweilen meinen, daß das Technische die Herrschaft über die Form und den Formengeber zurückgewonnen habe. Ein Zeichen der Gesundung. Der individuelle Beleuchtungskörper entbehrt von vornherein nicht einer gewissen Komik; man denkt an Leuchterweibchen, an Zeppelinluftschiffe, an die Orgien in Louis XVI. Für ein so typisches Gerät, wie der Beleuchtungskörper es ist, für diese Systeme aus wenigen Zugsträngen, Zuleitungsröhren, Trägerreifen und Flammenhaltern kommt es in der Tat darauf an, daß der Geist des Technischen ganz klar herauskomme, mehr als darauf, daß interessante Varianten des Ergebnisses der Notwendigkeit ersonnen werden. Die Qualität der Beleuchtungskörper entscheidet sich nicht zum wenigsten an der Qualität des Arbeiters. Das zeigen besonders die ausgezeichneten Erzeugnisse der Werkstatt von Richard L. F. Schulz. Sie sind den Augen wie den Fingerspitzen ein sinnliches Vergnügen. Verschieden sind die Künstler, mit denen Schulz arbeitet; dennoch trägt alles, was er macht, den gleichen vornehmen Zug. Die Liebe der werkenden Hand wurde das Kennzeichen dieser Lampen, Tintenfässer und Uhrgehäuse.

Die „Krone“, dies berüchtigte Möbel des Spießbürgers, ist dahin gegangen; die Tintenfässer, die immer umfielen, dafür aber Nixenköpfe und Hundeschwänze aufwiesen, starben. Man lernte die Lügenhaftigkeit des Zinkgusses und seiner Umschminkung erkennen; man bekam Widerwillen gegen die alles könnende Technik des Pressens dünner Bleche zum Zweck der Vortäuschung von Bronze. Man hat sich der Ehrlichkeit rückhaltslos ergeben, konnte aber doch noch nicht völlig die Nachwirkungen jener schlimmen Zeiten überwinden; das zeigen zum Beispiel die im übrigen, besonders was die Form betrifft, vortrefflichen Leuchter des Professors Petersen. Sie sind redlich gegossen und lassen doch an gedrücktes Blech denken. Es läßt sich eben nicht von heute auf morgen die Barbarei in Kultur wandeln. Immerhin und getrost: auch der deutsche, der berlinische Bronzeguß marschiert.

Textil-Ausstellung

In der Kunsthalle in Dessau hat gegenwärtig ein Mitglied des Verbandes schlesischer Textil-Künstlerinnen eine kleine, aber künstlerisch hochstehende Ausstellung arrangiert. Die Ausstellerin, Fräulein Irene Lettau, ist seit Oktober 1912 Lehrerin an der Kunstgewerbeschule in Dessau und leitet dort die Fachklasse für kunstgewerbliche Textilarbeiten. Ihre Ausstellung legt Zeugnis ab von feinem künstlerischen Gefühl und Können. Aus der Zahl der ausgestellten Gegenstände ragt hervor eine kleine Kelchdecke in Klöppelspitze, die in ihrer äußerst korrekten Weise ein gut ansprechendes Muster zu Gesicht bringt. In einem grünseiden schön gemusterten Fonds steht ein altchristliches Kreuz in Goldfäden geklöppelt. Diese Arbeit ist ebenso, wie eine in einwandfreier Applikation ausgeführte Tischdecke, von der Künstlerin selbst entworfen. Kleine Nähspitzen, sowie Durchbrucharbeiten, einfache und farbige Stickereien, die auf den verschiedensten Gebrauchsstücken Verwendung finden, lassen außerdem auf ein sehr feines Farbenempfinden schließen. Besonders ist die harmonische Abstimmung der Stickerei mit den Stoffen der Kinderkittelchen hervorzuheben. Außer diesen Nadelarbeiten sind noch kleinere Arbeiten in Perl- und Goldstickerei ausgestellt. Besonders tritt ein mit reicher fast plastischer Goldstickerei verziertes Gebetbuch auf farbigem Samtgrund aus der Reihe der Werke vorteilhaft heraus; Uhrketten, Halsketten und sonstige kleine findig hergestellte Frivolitäten zeigen die Vielseitigkeit der Künstlerin in schönstem Licht. Wir weisen noch hin auf die im Entwurf ganz vorzüglichen Batikarbeiten und auf die Flechtarbeiten in dem heute so beliebten Peddigrohr, das mit Perlen und farbigem Stoff ausgestattet und dadurch geschickt über den eigenen Wert hinaus gehoben ist.

Neben diesem kurzen Hinweis auf die sehr gut besuchte und allgemein anerkannte Ausstellung der schlesischen Künstlerin sei noch bemerkt, daß auch eine Kollektion guter Arbeiten von Schülerinnen von Fräulein Lettau ausgestellt ist. So wird das Bild von dem Gesamtwirken der Künstlerin vervollständigt, die besonders in dem Unterricht für Gobelinweberei ausgezeichnete Erfolge erzielte.

Markus Geiger

Alte Ladenformen

Auf dem 12. Denkmalpflegetage in Halberstadt sprach Professor E. Högg über die modernen Ladeneinbauten in alten Gebäuden, also über eine Lebensfrage ersten Ranges für unsere alten malerischen Stadtbilder. Seine Ausführungen stützten sich auf eine überaus reichhaltige Ausstellung von Aufnahmen alter und neuer Ladenformen aus ganz Deutschand. Högg wies an der Hand dieses Materials

darauf hin, welche Fülle reizvoller Lösungen einerseits die ursprünglichen Kaufläden darbieten und wie erschreckend rasch sie anderseits bei dem heutigen Streben nach Modernisierung der Altstädte dem Untergang geweiht seien. Schon heute fällt es schwer, unberührte derartige Anlagen überhaupt noch in entlegenen Winkeln aufzufinden. Er regte daher eine sorgfältige Sammlung und Veröffentlichung aller dieser noch vorhandenen Beispiele von alten Ladenformen an, und der Denkmalstag übertrug ihm und Geheimrat Gurlitt in Dresden die Veranstaltung der Sammlung. Da es sich nun hierbei hauptsächlich um solche Bauwerke handelt, die weitab vom Verkehr sich in stillen, verschwiegenen Straßen und Gassen verstecken, und die ohne tätige Mitwirkung ortskundiger Kunstfreunde kaum je entdeckt werden können, so wendet sich der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden-A., Schießgasse Nr. 24, als die Sammelstelle für das geplante Werk, an die weitesten Kreise Deutschlands mit der Bitte, ihm solche Kaufläden aus alter Zeit in Dorf und Stadt namhaft zu machen oder noch besser ihn durch Uebersendung einer photographischen Aufnahme zu erfreuen.

Schlesische Künstler

Die Münchener Künstlervereinigung „Scholle", der eine Reihe von schlesischen Malern, die Brüder Erler, Münzer z. B. angehörten, hat sich im Dezember vergangenen Jahres nach zwölfjährigem Bestehen aufgelöst. Der Zweck der Vereinigung, die Mitglieder durch gemeinsame Ausstellungen in allen größeren deutschen Städten und durch ein ebenso geschlossenes Auftreten in den großen Kunstausstellungen bekannt zu machen, ist erfüllt.

Bei dem allgemeinen Wettbewerbe unter Deutschlands Künstlern um ein Plakat für die Kunstausstellung zum Regierungsjubiläum Sr. Majestät des Kaisers in Berlin 1913 hat Herr Josef Sobainsky aus Breslau den dritten Preis erhalten.

Vereine

Schlesischer Altertumsverein in Breslau. Die diesjährige ordentliche Generalversammlung des Schlesischen Altertumsvereins fand am 14. April unter dem Vorsitz des Museumsdirektors Professor Dr. Seger, statt. Dieser erstattete den Jahres-Verwaltungsbericht, der Schatzmeister, Kaufmann Gustav Strieboll, den Kassenbericht. Dem Jahresbericht ist folgendes zu entnehmen. Außer der Generalversammlung fanden noch vier Vortragssitzungen im vergangenen Geschäftsjahre statt. An der Tagung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Weimar im August nahm der Vorsitzende teil; eine von ihm hier begründete Ortsgruppe dieses Vereins ist auf 27 Mitglieder angewachsen. Von den wissenschaftlichen Untersuchungen, die der Verein vornahm, sind die wichtigsten die Ausgrabungen auf dem Breiten Berge bei Striegau und auf dem Kreuzberge bei Mertschütz. Ueber diese ist eine besondere Publikation in Vorbereitung. Von anderen umfassenden Ausgrabungen, zu denen der Verein beigetragen hat, sind zu nennen die neolithische Ansiedelung bei Alt-Gandau, die ein zweites Jordansmühl zu werden verspricht, und die Gräberfelder von Giesdorf, Kreis Namslau und Kottwitz, Kreis Trebnitz. An die Stelle des an das Kaiser Friedrich-Museum in Posen berufenen Dr. Richter ist Dr. Martin Jahn aus Berlin als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter getreten. Die Geschenke, die dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gemacht wurden, standen größtenteils unter dem Zeichen der Jahrhundertfeier, so ein Porträt des bekannten schlesischen Schulmannes, Rektors Manso vom Magdalenen-Gymnasium in Breslau, gemalt von Thilo, und eine größere Zahl Waffen vom Anfang des 19. Jahrhunderts; auch zu dem Kaufpreise des vom Museum erworbenen buntglasierten Henkelkruges der Renaissancezeit aus der Sammlung Oppler wurde ein Beitrag beigesteuert. Der Verein selbst erhielt durch Vermächtnis des am 4. Dezember 1912 verstorbenen Sanitätsrates Hans Postler dessen umfangreiche Sammlung schlesischer prähistorischer Fundstücke. Kurz vor Schluß des Vereinsjahres verlor der Verein sein ältestes korrespondierendes Mitglied, den Abteilungsdirektor am ungarischen Nationalmuseum in Budapest, Professor Dr. Josef Hampel. Die Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 824. Zum Schluß wurde auf die bevorstehende kulturhistorische Ausstellung zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege hingewiesen, in der der Vorstand für die Mitglieder Führungen veranstalten wird. Dem Schatzmeister wurde auf Antrag des Kassenprüfers Entlastung erteilt, der neue Etat, der mit 8100 Mark balanziert, angenommen. Auf den geschäftlichen Teil der Sitzung folgte ein wissenschaftlicher, in dem die Direktoren Professor Dr. Seger und Professor Dr. Masner Neuerwerbungen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer vorlegten. Ersterer befaßte sich mit den neuen vorgeschichtlichen Funden, letzterer mit den beiden wichtigsten Stücken der kunstgewerblichen Abteilung, einem farbig glasierten Henkelkruge des 16. Jahrhunderts, den wir auf Seite 368 dieses Jahrgangs abbildeten, und dem vergoldeten silbernen Willkomm der Maurer-Gesellen-Bruderschaft in Breslau.

Oberschlesischer Museumsverein in Gleiwitz. Der Oberschlesische Museumsverein in Gleiwitz verband mit seiner am 14. März abgehaltenen Hauptversammlung eine Eichendorff-Feier zum 125. Geburtstage des Dichters. Pfarrer Dr. Chrzaszcz, der die Festrede hielt, regte dabei die Gründung einer Deutschen Eichendorff-Gesellschaft an, zu der die Vorarbeiten zu betreiben der Vorstand des Vereins ermächtigt wurde. Die vom Verein begründeten und jetzt schon acht Jahre bestehenden Sammlungen in Gleiwitz sind so umfangreich geworden, daß ein eigenes Museumsgebäude notwendig sei. Das Grundstück dazu hat die Stadt kostenlos zur Verfügung gestellt, der Provinziallandtag einen Bauzuschuß von 9000 Mark bewilligt. Um weitere Mittel aufzubringen, soll ein Aufruf erlassen werden. Zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum des Kaisers soll das Museum den Namen Kaiser-Wilhelm-Museum erhalten. Der von dem unermüdlichen und fürsorglichen Pfleger des Museums, Amtsgerichtsrat Schiller in Gleiwitz herausgegebene achte Jahresbericht enthält folgendes über die Erwerbungen des letzten Jahres:

So erheblich wie noch in keinem der früheren Jahre war die Menge bedeutsamer Erwerbungen, so daß der Wert des Museums sich dem zweiten Hunderttausend nähert. An erster Stelle ist hier die Sammlung exotischer Schmetterlinge zu erwähnen, die wir der Freigebigkeit des Herrn Stadtrats Hermann Simon verdanken. Herr Apothekenbesitzer Rudeck, ein Freund Oberschlesiens, ermöglichte uns zu einem äußerst geringen Preise den Erwerb der bekannten Breslauer Sammlung geschliffener Steine des Mortimer Scholtz. Unser Mitarbeiter, Herr Rechnungsrat Klose-Gleiwitz, ordnete diese Sammlungen und beschrieb sie in unserer Zeitschrift Oberschlesien. Erheblich vermehrt wurden auch die Keramiken und die Kunstgüsse der Königl. Hütte. Der Herr Handelsminister überwies uns einen Abguß des Denkmals des Großen Kurfürsten in Bronze. Unterstützt von dem Herrn Grafen Guidotto Henckel-Donnersmarck kauften wir zwei oberschlesische Trachtenbilder der Malerin Fräulein Grabowski in Oppeln an. Eine große Sammlung oberschlesischer Erze wurde ebenfalls gekauft. Sr. Durchlaucht Fürst Hohenlohe spendete einen schönen Münzfund von Ortowitz, den unser Pfleger Königl. Haupt-Steuer-Amts-Rendant Herr Böhme in Schweidnitz, wie immer eingehend beschrieb. Wertvolle Gaben, darunter eine Handzeichnung von Willmann, spendete Herr Paul Hausdorff, sowie einen wertvollen Zierschrank Herr Generaldirektor Zuckerkandl. Frau Anna Giller hinterließ ein zierliches eingelegtes Nähtischchen mit Elfenbeingalerie.



Gruppenbildnis
Photographie von H. Götz in Breslau

G. Siwinna
Buch- und Kunstdruckerei
Kattowitz